

Der Bote aus

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag eines jeden Woche

Druck und Verlag von E. Händt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Jänker in Hattingen-Ruhr.

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Ankenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie siehts aus in der Welt?

Der Bau der deutsch-afrikanischen Zentralbahn

geht seiner Vollendung entgegen. In Tabora, dem Hauptplatz im Innern von Deutsch-Ostafrika, ist die erste Lokomotive eingefahren. Die von Dar-es-Salaam ausgehende Zentralbahn hat damit eine Länge von rund 950 Kilometern erreicht. Der Bau der Bahn wurde im Januar 1908 begonnen. Dadurch, daß die Bahn, von der man annahm, daß sie erst im Jahre 1914 fertig sein würde, zwei Jahre früher dem Verkehr übergeben werden kann, werden erhebliche Kosten gespart, so daß ein Teil des Baukapitals für den inzwischen beschlossenen Weiterbau nach dem Tanganjikasee verwendet werden kann.

Der Bund der Landwirte

hielt im Berliner Sportpalast seine 19. Generalversammlung ab. Aus allen Gauen des Deutschen Reiches waren die Landwirte zu der üblichen Parade herbeigekommen. Wie immer, herrschte über alle tiefgehenden Fragen vollste Einmütigkeit. Unanheimbar beteuert sich der Bund der Landwirte zu der Parole: Gott, König und Vaterland. Sehr vornehmlich tönte der Ruf: wir wollen eine feste Regierung. Die Notwendigkeit einer starken, zielbewußten Regierung wird in allen Schichten unseres Volks — sofern man sich den gesunden nationalen Sinn bewahrt hat — gerne anerkannt und unterstützt. Was uns diese „Nischen-Verammlung“ sympathisch macht, ist das offene uneingeschränkte Bekenntnis zum positiven Christentum.

Die Bergarbeiterbewegung

im Ruhrrevier steht im Zeichen hochgrad. Erregung. Die Bosen u. d. Hirsch-Dünderode Gewerkschaft erklären sich mit den Maßnahmen des Allt. Bergarbeiterverbandes einverstanden. Dieser „Dreibund“ drängt zum Streik. Ohne die Besonnenheit des Gewerkschaftsrats griffen die Bergarbeiter stünde das gesamte Ruhrrevier schon heute in den Streik. Der Verlauf der vom „Dreibund“ einberufenen Versammlungen lassen darüber keinen Augenblick Zweifel aufkommen. Die Reden der Bergarbeiterführer wurden mit stürmischem Beifall aufgenommen, insonderheit die Stellen, die einen herausragenden Kampf mit den Unternehmern andeuteten. Besonders lebhaft gestaltete sich die Versammlung im Riesenloose des Bochumer Schützenhofes. Der Redner des Allt. Verbandes peitschte die Massen in beifälliger Weise auf. Der Ausruf: „Eine Grenze hat Tyrannenmacht!“ löste einen fanatischen Beifall aus. Der Vorlesung des des Hirsch-Dünderode Gewerkschafts lehnderte dem roten Genossen recht fleißig, besonders rief er sich an dem arkt. Gewerkschaft, dessen lobenswerte Haltung er als Räuberpöbel bezeichnete. Dieser wahnwichtigen Hege gegenüber hat der Gewerkschaftsrat. Bergarbeiter einen harten Stand. In einem Flugblatt wendet er sich an seine Mitglieder: er legt dar, daß er niemals einen Sympathiestreik zu Gunsten der englischen Bergarbeiter mitmachen wird. Die Forderung auf bessere Entlohnung stellt er mit allem Ernst; er glaubt, durch friedliche Verhandlung eher zum Ziele zu gelangen, als durch einen Streik, der über die gesamte Arbeiterschaft ein namenloses Unheil bringen wird.

Wörtlich führt das Flugblatt aus: „Alles spricht dafür.

daß ein solcher Sympathiestreik die deutsche Industrie und weite Kreise der deutschen Arbeiterschaft nur schädigt. Das können und dürfen wir nicht wollen. Und dann die Frage: Sollen die Engländer eine solche Sympathie verdient? Die Antwort kann nur „nein“ lauten. Es sei nur daran erinnert, daß die Engländer beim Streik von 1905 wohl etwas Geldunterstützung sandten, aber gleichzeitig im Verein mit ihren Arbeitgeber unter unserer Industrie möglichst große Absatzgebiete abnahmen. Gleich nach dem Streik hatten wir deshalb mit Absatzmangel zu kämpfen und es mußten Feierschichten eingelegt werden. Jahrelang haben wir unter der englischen Konkurrenz schwer gelitten. Auch sonst haben gerade die englischen Bergleute stets wenig oder gar kein Solidaritätsgefühl gezeigt, selbst den eigenen englischen Kameraden gegenüber. Jahrelang haben erste Bergarbeiterführer Englands mit ihrer ganzen Kraft gegen die gezielte Einführung der Achtstundenschicht gekämpft. Auf den internationalen Kongressen waren die Vertreter der englischen Bergleute auch immer wieder gegen die Abschaffung der Frauen- und Kinderarbeit. Es fehlt der Gesellschaft an Solidaritätsgefühl. Die deutschen Bergleute wären nicht geistig, wenn sie aus Liebe zu dieser Gesellschaft sich selbst und ihre Mitarbeiter in anderen Berufen schädigen wollten. Der Gewerkschaftsrat wird nun wegen seiner Haltung bekämpft, doch nicht aus Liebe zu den Arbeitern, nicht, weil der Gewerkschaftsrat die Arbeiter schädigt oder schädigen will, sondern weil er seine Pflicht erfüllt, weil er das tat, was im Interesse der deutschen Bergleute getan werden mußte. Die sozialdemokratische Presse, hinter der fanatische Parteimänner und Anarchos als Treiber stehen, bemüht sich nun, die Bergleute aufzuheben. Der Dreibund wird ein willkürliches Werkzeug in deren Hand. Beweis dafür sind die in den letzten Tagen vom Dreibund gestellten neuen Forderungen, die zum Teil mit der Lohnfrage überhaupt nicht zusammenhängen. Der Dreibund trägt die Schuld, wenn es zu Pußschen kommt, die die Arbeiter schädigen. Sein Verhalten treibt mit Gewalt zum Streik.“

Der ruhige, sachliche Ton des Flugblattes wird seine Wirkung nicht verfehlen.

Im italienisch-türkischen Krieg

ist es jetzt zum Bombardement des Hafens von Beirut gekommen. Die italienischen Kriegsschiffe „Vultur“ und „Garibaldi“ schossen ein türkisches Kanonenboot und ein Torpedoboot in den Grund. Das Zollhaus ist zerstört, die Ottomankasse stark beschädigt. Man zählt 300 Tote und Verwundete. Eine große Panik herrschte in der ganzen Stadt. Die Volksmassen sind bewaffnet und erbittert, zumal das Bombardement schon begann, als der Wakt erst zwanzig Minuten das Ultimatum in den Händen hatte. Militär bewachte die Konsulate und die Banken, die Hotels, auch das deutsche Johanniter-Hospital und die Kaiserwerther Diakonissenanstalt. Deutsche sind nicht verwundet. Sie haben sich vielfach in die deutschen Anstalten geflüchtet. Die Türkei hat an die Mächte eine Protestnote über das Vorgehen der Italiener gerichtet. Dagegen haben die Italiener zu Lande eine Schlachtpfe erlitten. Eine aus zwei Reiter-Schwadronen, vier Bataillonen Infanterie und drei Artillerie-Batterien bestehende italienische Truppenabteilung unternahm einen Vorstoß gegen die Janur, um dieses zu befehen. Die türkischen und arabischen Truppen zwangen die Italiener nach 2½ stündigem Kampfe sich zurückzuziehen.

Wegen der ungünstigen Nachrichten über Revolution in Mexiko

und die den Vereinigten Staaten feindliche Bewegung im Norden von Mexiko hat das Kriegsdepartement der Vereinigten Staaten ein weiteres Regiment Infanterie und eine Abteilung Feldartillerie zur Verstärkung des Grenzschutzes nach El Paso beordert. Die amerikanischen Truppen sind angewiesen worden, die mexikanische Grenze zu überschreiten, sobald es notwendig ist, um eine Belästigung nordamerikanischen Gebiets zu verhindern. Die Frage einer allgemeinen Mobilmachung an der Grenze wird erörtert.

Wie kaum anders zu erwarten war, schied sich

Persien

jetzt ins Unvermeidliche. Die persische Regierung hat sich bereit erklärt, die Bedingungen der englisch-russischen Note anzunehmen unter der Voraussetzung, daß die Erhaltung der Integrität Persiens grundsätzlich in dem Abkommen anerkannt wird. England und Rußland verlangen die Verbanung des Emirs Nufscham auf drei Jahre.

Friedrich der Große und

das Schach.

Friedrich der Große spielte das Schach leidenschaftlich und zugleich ausgezeichnet; indessen mußte er einst doch erleben, von seinen Bauern besiegt zu werden. Im Halberstädtschen liegt ein Dorf, Ströbeck, das von den ältesten Zeiten her das Recht hatte, durch das Schach über seine Abgaben zu entscheiden. Da das Schachspiel unter dem Bauernstand in Deutschland nicht so sehr gebräuchlich ist, so ist es gewiß auffallend, daß die Bauern von Ströbeck sich darin auszeichneten. Wahrscheinlich ist es, daß ein Bischof, einst hier als Privatmann lebend, die Landleute aus eigener Liebhaberei damit bekannt gemacht und späterhin, unter der Bedingung des vollendeten Spiels, von manchen Abgaben befreit hat. Alle Jahre kam ein Abgeordneter der Regierung, um ein Spiel mit den Ströbeckern zu wagen. Gewann dieser die bestimmte Anzahl von Spielen, so mußte der Ort seine Abgaben zahlen, verlor er sie, was zumeist der Fall gewesen sein soll, so nahm er einen Becher voll Kupfergeld mit, und damit, wie die Bauern sagten, „Gott befohlen!“ — Friedrich der Große, nur zu siegen gewöhnt, begab sich einst, als er dem Orte nahe war, dahin, um den Bauern die hohe Gnade zu erweisen, sie zu schlagen; allein auch er mußte, wie seine Bevollmächtigten, mit einem „Gott befohlen!“ — abscheiden. Zur Erinnerung an diesen über ihn erfolgten Sieg schenkte er der Gemeinde ein Schachspiel, Brett und Figuren aus Elfenbein und Silber, das heute noch in dem Orte aufbewahrt wird und den Reisenden bereitwillig gezeigt wird.

Sonnensehnsucht.

Roman von Freiherr Gabriele von Schlippenbach.

(Fortsetzung.)

Emmy genoß ihren Ball in vollen Zügen. Sie hatte es sich gar nicht so herrlich gedacht. Und wie gut Bruno tanzte! Er versuchte einmal, sie leise an sich zu drücken, da kam er aber schon an. Sie zog sich zurück und verweigerte ihm den nächsten Tanz.

„Noli me tangere,“ sagte er mit leisem Spotte.

„Ja, noli me tangere,“ wiederholte sie ärgerlich, ihm den Rücken kehrend.

Ernst Ludloff war hinausgegangen. Das lustige Treiben, die vielen fremden Menschen bedrückten ihn. Er suchte das Dunkel auf, die Kühle der Nacht tat seinen schmerzenden Schläfen wohl. Draußen sangen die Nachtigallen, sank der Tau auf Blatt und Blüte nieder, und aus dem Tanzsaal zog die getragene Weise eines Walzers herüber. Wo er auch hinsah, er erblickte immer die eine holde Mädchengestalt im weißen Kleide, mit den Rosen an der Brust, die Graf Rombed ihr gebracht.

Ernst lehnte still an einem Baume. Er träumte und träumte. Dinge, die unmöglich waren, die zu seinem armen Leben nicht paßten, aber für die Dauer des Traumes war er glücklich!

„Sie hier?“ sagte eine weiche Stimme.

Elfriede stand vor ihm. Ihr weißes Kleid schimmerte, und ein Strahl des Mondes, der sich durch die Bäume gestohlen hatte, umwehte ihr Haupt wie mit einer Glorie.

Er war im Schatten. Sie konnte nicht sehen, wie es in seinen Zügen arbeitete. Noch immer schwieg er.

„Haben Sie Kopfschmerz? Emmy sagte mir, daß Sie daran leiden. Es ist Ihnen wohl zu geräuschvoll im Tanzsaal?“

„Ja, Baronesse, Sie sehen, ich taue nicht in Gesellschaft.“

Sie setzte sich auf die Bank neben dem Baum.

„Mir war es auch zu heiß. Ich wollte mich abkühlen, und wissen Sie, Herr Ludloff, ich vermisse Sie an der Tür.“

Sie sagte es so harmlos, ohne jede Spur von Koetterie, aber sein Herz klopfte fast schmerzhaft.

„Taten Sie das? Ich bin eine Null in der Gesellschaft, eine Rechenmaschine, die morgens aufgezogen wird und abends abläuft.“

„Ich muß Sie schelten. Haben Sie mir nicht versprochen, die Zeit, die Sie hier sind, recht glücklich zu sein? Wollen Sie mich enttäuschen? Das wäre gar nicht hübsch von Ihnen, mein Herr.“

Wie schelmisch das klingt! Wie herzlich!

„Ich muß mich erst in meine neue Rolle eingewöhnen, Baronesse, mit der Zeit wird es gehen.“

„Ja, das hoffe ich! Geben Sie mir die Hand darauf!“

„So,“ sie schüttelte Ernsts Rechte herzlich.

„Nun muß ich gehen, obgleich ich gern noch länger mit Ihnen plauderte.“

Sie huschte leichtfüßig davon. Eine weiße Rose war auf der Erde liegen geblieben, eine Rose, die sie an der Brust getragen.

Ernst hob sie auf und preßte sie an die Lippen. Ihm ist, als ströme aus der feuchsten Blüte ein süßes, tödliches Gift in seine Adern. Und dann schleudert er die Blume weit von sich. Graf Rombed hat sie ihr

gegeben, der zu ihr paßt, besser als er, der arme Krüppel, der hart ums Brot kämpfen muß.

Im Laufe der Woche lernten Ernst und Emmy die Reize des Landlebens kennen. Jeder, der unter dem Dach Schornstättens weilte, fühlte sich bei seinen Bewohnern glücklich. War es doch das Bestreben der freundlichen Wirte, für das Behagen ihrer Gäste zu sorgen. Mit seinem Takte vermied es Baron Hugo und seine Frau, es die Geschwister empfinden zu lassen, daß sie als lehrende Personen engagiert waren.

Der Morgen verging mit Stundengeben. Emmy interessierte sich für alles, für den Hühnerhof und die jungen Fohlen, für den Garten und die Küche. Sie bat Frau von Schorn, einen Wirtschaftskursus bei der Mamsell durchmachen zu dürfen, griff überall munter und geschickt ein und war bald der allgemeine Liebling sowohl bei den Diensthofen als auch bei den Herrschaften.

„Du würdest eine tüchtige Landfrau“, neckte Elfriede die Freundin, der sie das trauliche „Du“ angeboten hatte, das auch Frau Marie jetzt auf die Bitte der jungen Hausgenossen gebrauchte.

„Ach, wie herrlich ist es auf dem Lande“, jubelte Emmy alle Tage. „Wie viel besser gefällt es mir hier als in Berlin!“

Wenn Ernst seinen Schüler unterrichtet hatte, lag er unter den Tannen im Park und las oder träumte. Um 11 Uhr brachte Emmy ihm sein Frühstück, die schöne, noch lauwarme Milch und das kräftige Landbrot, Früchte und Honig. So hatte die mütterlich sorgende Baronin es bestimmt, sie sagte freundlich:

„Sie sollen rote Bäden bekommen, Herr Ludloff; ich denke, Sie sehen schon frischer aus. Ihre liebe Mutter wird sich freuen.“

König Georg als Erfinder.

König Georg kann sich mit einigem Stolz sagen, daß Königstrone und Reichthum zwar willkommene Geschenke des Schicksals, aber für ihn persönlich nicht die einzige Lebensmöglichkeit sind; wenn er als schlichter Bürger geboren wäre, hätte er als Erfinder seinen Weg gemacht. Seit der Zeit, da er während seines Dienstes in der britischen Marine auch technische Studien absolvieren mußte, hat er ein lebhaftes Interesse für alle Neuerungen der technischen Wissenschaft und für alle Erfindungen gezeigt. Ja er hat selbst eine von gesundem praktischem Sinn zeugende Erfindung gemacht, die ordnungsgemäß patentiert worden ist. Als er im Jahre 1908, damals noch Prinz von Wales, eine von Sir Thomas Moore in Chelsea erbaute Arbeiterstadt einweihete, kam ihm plötzlich der Gedanke; sollte es sich in diesen kleinen billigen Häusern nicht ermöglichen lassen, die Heizung wohlfeiler zu gestalten? Könnte das Herdfeuer in der Küche beispielsweise nicht zur Heizung des Zimmers dienen? Denn die kostspielige Anlage von Dampfheizungen kam für die kleinen Arbeiterhäuser nicht in Betracht. Ein Jahr später ließ König Georg eine Erfindung patentieren. Sie wird heute in England bereits vielfach benutzt. In kleinen Häusern, wo Küche und Wohnzimmer nebeneinander liegen, werden der Herd in der Küche und der Kamin im Wohnzimmer miteinander verbunden, so daß beide Feuerstätten aus einem Teile bestehen. Eine eiserne Schiebertür, die durch einen einfachen Handgriff leicht emporgehoben wird, trennt den Herd vom Ofen. Wenn das Essen bereitet ist, wird diese Schiebertür geöffnet und durch eine verblüffend einfache Vorrichtung gleiten die brennenden Kohlen aus dem Herd in den Kamin im Wohnzimmer. Man erspart damit die Mühe und Kosten des Feueranmachens im Wohnzimmer und nutzt zugleich die Heizkraft der in der Küche überflüssig gewordenen Kohlen zur Heizung des Zimmers aus. König Georg hat die Pläne und Zeichnungen für diese Verbindung von Küchenherd und Zimmerkamin eigenhändig fertiggestellt und unter seiner Aufsicht wurde auch der erste dieser Herde gebaut, der sich so gut bewährte, daß die Einrichtung bei dem Neubau kleiner Wohnungen heute vielfach zur Anwendung kommt.

Wer war der Erfinder der Sicherheitslampe?

Die Sicherheitslampe, die dem Bergmann bei seiner gefährlichen Arbeit ein so unentbehrliches und treuer Gefährte geworden ist, galt bisher allgemein als eine Erfindung des berühmten englischen Chemikers Humphrey Davy, neben dem feldherrn der Erbauer der ersten Lokomotive, George Stephenson, genannt wurde. Beide traten fast gleichzeitig mit ihren Erfindungen hervor, aber keiner von ihnen ist der eigentliche Erfinder der Sicherheitslampe, denn es gab schon, wie W. Niemann in einem Aufsatz in „Meer Land und Meer“ nachweist, zwei Jahre vor Davys Erfindung eine Sicherheitslampe, die der Davy'schen an Zuverlässigkeit nicht nachstand und sie an Leuchtkraft übertraf. Vorher waren alle Maßnahmen zur Verhütung der durch Schlagwetter drohenden Gefahren nur sehr unvollkommen gewesen. Man suchte mit unzureichenden Kräften für eine möglichst intensive Ventilation der Gruben zu sorgen; man brannte die etwa angesammelten Gase ab, indem an einer langen Stange eine brennende Fackel vorwärts geschoben wurde, die die Gase zur Explosion brachte. Das war eine äußerst gefährliche Arbeit, die deshalb im Mittelalter häufig ein Verbrecher als Strafe oder ein Väter zum Wohle der Allgemeinheit übernahm. Auch als man daranging, das offene Geleucht der Berg-

leute durch phosphoreszierende Substanzen zu ersetzen, die in Glasgefäße eingeschlossen waren, war der Erfolg nur sehr gering. Ein Fortschritt bedeutete die um die Mitte des 18. Jahrhunderts von einem Bergwerksbeamten Carlisle Spedding erfundene „steel-mill“; diese „Stahlmühle“ bestand aus einem Stahlrad, das durch eine Kurbel in schnelle Umdrehung versetzt werden konnte. Durch Andrücken eines Feuersteines an das rotierende Rad wurde ein ununterbrochener Funtenregen hervorgerufen und so ein nicht sehr helles, aber durchaus gefahrloses Geleucht erzeugt. Die Bedienung des Apparates, für die ein besonderer Arbeiter nötig war, stellte sich freilich recht teuer; so wurden z. B. in einer Kohlengrube bei Newcastle im Jahre 1816 wöchentlich 300 Mk. dafür ausgegeben. Doch war die Stahlmühle sehr geschätzt und lange im Gebrauch und wurde durch die Erfindung der Sicherheitslampen erst langsam verdrängt. Als zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Kohlengruben in immer stärkerem Maße ausgebeutet wurden, häuften sich auch die durch schlagende Wetter hervorgerufenen Katastrophen in erschreckender Weise. Und die Not, besonders in England, war so groß, daß sich 1812 in Sunderland eine Gesellschaft zur Verhütung von Unglücksfällen in den Kohlengruben bildete, auf deren Bemühungen und Anregungen die Einführung der Sicherheitslampe zurückzuführen ist. Damals hatte sich bereits der frühere Schiffsarzt Dr. William Reid Clanny als erster diese Aufgabe gestellt, die er mit Energie und Geschick zum glücklichen Ende führte. Seine Versuche, die bis in das Jahr 1808 zurückreichen, gingen zunächst dahin, die Flammen von der umgebenden Atmosphäre gänzlich zu isolieren. Aber erst gegen Ende des Jahres 1812 gelang es ihm, die Konstruktion seiner Lampe so zu gestalten, daß sie allen Anforderungen zu genügen schien. Der Bericht über seine Erfindung wurde am 20. Mai 1813 der Royal Society in London vorgelegt und in den Verhandlungen jener Akademie abgedruckt. Das Gehäuse dieser „original safety-lamp“ war oben und unten durch zwei offene Wasserbehälter abgeschlossen; die Luft wurde durch einen Blasebalg zugepumpt und mußte sich in die beiden Reservoirs, die gleichsam als Ventile dienten, beim Ein- und Ausströmen passieren. Die Lampe erwies sich als durchaus sicher und wurde im November 1815 von der Verwaltung der Kohlengrube Herrington Mill mit gutem Erfolge eingeführt. Das Unbequeme und Unhandliche des Gerätes beseitigte der Erfinder durch allerhand Verbesserungen; der Wasserbehälter blieb fort, die Lampe wurde mit Del gespeist und der Blasebalg durch die Verwendung von Wasserdampf ersetzt. Diese sogenannte „steam-safety-lamp“ war im Dezember 1815 vollendet und wurde in mehreren Gruben eingeführt. Unterdeß waren aber zwei Mitbewerber auf den Plan getreten. George Stephenson hatte seine erste Lampe am 21. Oktober 1815 fertiggestellt und Davy seine ersten Versuche am 9. November 1815 in den „Transactions of the Royal Society of London“ veröffentlicht. Die Clanny'sche Lampe aber bewährte sich diesen beiden Modellen gegenüber durch ihre weit größere Leuchtkraft, zumal sie noch ruhig fortbrannte, wo die Davy'schen und Stephenson'schen Lampen erloschen. Clanny aber gebührt in der Geschichte der Erfindungen der Ruhm, die erste zuverlässige Sicherheitslampe konstruiert zu haben.

Beim deutschen Roten Kreuz im türkischen Lager.

Eine interessante Schilderung seines Besuches bei den Mitgliedern der deutschen Mission vom Roten Kreuz im türkischen Lager gibt der auf dem Kriegsschauplatz wei-

lende französische Korrespondent Robert Balroy in einem Pariser Blatte. Die deutsche Mission, die unter der Leitung des Barons von Binder-Kriegstein nach Tripolitanien aufbrach, um die verwundeten Türken und Araber ärztlich zu behandeln und zu pflegen, weilte gegen Mitte dieses Monats in Zuzara und hier hat sie der Franzose besucht. „Die Organisation dieser Mission vom Roten Kreuze“, so muß Balroy einräumen, „ist in der Tat ausgezeichnet. Unter der Leitung eines Professors arbeiten hier zwei Chirurgen, zwei Ärzte, ein Militärarzt und fünfzehn Krankenpfleger. In kurzer Zeit hatten sie drei große Hospitalkelte aufgeschlagen, die je fünfzehn Meter lang und acht Meter breit sind und über ein doppeltes Dach verfügen. Diese Zelte bergen je zwanzig Betten. Die Expedition verfügt über sehr große Vorräte an Medikamenten und Nahrungsmitteln; sie braucht nicht weniger als 450 (?) Kamele, um ihr ganzes Material weiterzuschaffen zu können. In der Gesellschaft der deutschen Ärzte habe ich einen angenehmen Abend verbracht; wir tranken Punsch und aßen Weihnachtsgebäck – Weihnachtsgebäck im Februar, man mag sich vorstellen, wie frisch und knusprig das noch war. Zwei Herren zeigten sich als recht gewandte Mandolinenspieler und begleiteten den Sopran des Herrn Professor und die Tenorstimme des Dr. Friß. Einer der jüngsten Krankenwärter erprobte sich auch als Sänger; er ist dabei der Besitzer eines großen Rennstalles.“ Der französische Korrespondent erzählt dann noch eine lustige kleine Geschichte von unseren draußen im Dienste der Menschlichkeit arbeitenden Landsleuten. Anfang Februar kam der türkische Militärkommandant in Begleitung einiger Offiziere, um die Einrichtungen der deutschen Kriegshospitäler zu besichtigen. Während man den Kommandanten durch die Krankenzelte führte, errichteten zwei der Krankenpfleger hurtig in einem Nebenzelte einen kleinen Frühstücksstisch für die Gäste; die Herren erwiesen sich dabei als geschickte Tischdekorateure und bald prangte ein prächtiger Schinken, von anderen Lederbüschen umgeben, in der Mitte des rasiert improvisierten Tisches. Zum Glück kam Baron von Binder-Kriegstein noch in dieses „Frühstückszimmer“, ehe die Gäste erschienen, und schnellig ließ er den schönen Schinken wieder abräumen. An seiner Statt wurde Kaffee und Tee serviert. Sonst würden die türkischen Offiziere wahrscheinlich auch sehr betroffene Gesichter gezeigt haben, denn die Mohammedaner dürfen bekanntlich kein Schweinefleisch essen.

Ein Arzt, der sich selbst operiert.

Durch ein verwegenes Experiment macht der Chirurgen und erste Chirurg des städtischen Krankenhauses von San Francisco, Dr. Vertam Alden, in Amerika jetzt viel von sich reden: er hat den Versuch unternommen, an sich selbst eine Blinddarmanoperation auszuführen und behauptet, mit diesem chirurgischen Wagnis bewiesen zu haben, daß die Rückenmarksanästhesie, deren er sich bediente, die Sinne keineswegs abtumpft und daß ein geschickter und fähiger Chirurg sich selbst operieren kann. Das Experiment fand im Gegenwart von zwei Kollegen des Chirurgen statt: Dr. Thomas D'Connor und Dr. Marbis wohnten dem Vorgange bei. Dr. Alden begann die Operation und hatte sie nahezu vollendet, als Dr. Marbis eine Komplikation befürchtete und erklärte, er würde das Zimmer verlassen, wenn Dr. Alden von der Fortsetzung seines Versuches nicht ablässe. „Ich hätte die Operation vollkommen allein zuende geführt“, äußerte sich Dr. Alden. „Ich injizierte mir das Anästhetikum selbst und machte auch ohne Schwierigkeiten die ersten Schnitte. Ich hatte den Blinddarm bereits freigelegt und wollte nun das entzündete Organ entfernen. Wenn die anderen Ärzte nicht die Möglichkeit einer Unfälle der Hand gefürchtet hätten, würde ich die Operation auch zuende geführt haben.“

Am 1. Uhr war Mittagstunde, wozu auch der Inspektor erschien. Die Kost war reichlich und gesund. Zum Nachschopf gab es Beeren oder frische Äpfel.

Das Entewetter war andauernd gut. Baron Schorn freute sich, wie prächtig alles gedieh. Nach dem Speisen zog man sich bis 4 Uhr zurück, ruhte ein wenig, oder Ernst las den jungen Damen vor. Er hatte eine weiche Klangvolle Stimme; es war ein Genuß, ihm zuzuhören. Die Wollfischen Verse fielen wie Musik von seinen Lippen, er legte sie in seinem Vortrag hinein, und Elfriede lauschte aufmerksam; ihre Arbeit sank in ihren Schloß. Wie durchgeglüht war das schmale Männerantlitz; es schien sich zu verschönern und bedeutend zu werden.

Am 4. Uhr war die gemütliche Kaffeestunde unter der Linde. Dazu hatten die beiden Damen oft goldgelbe Waffeln gebacken. Herr von Schorn kam mit der Pfeife, neigte die Tochter und Emmy und tauschte mit Ernst manches verständliche Wort über Politik und allgemeine Tagesfragen aus. Um 5 Uhr ließ Schorn sein Pferd fassen, und oft begleitete Elfriede ihn auf ihrem Ali, während Ernst, die Baronin und Emmy im leichten Wagen fuhren. Es ging auf die Vorwerke und den Ziegelofen, den der Baron kürzlich angelegt hatte. Um 8 Uhr speiste man zu Abend. Dann wurde musiziert. Die Baronin und Elfriede spielten Klavier, oder Ernst sang. Er hatte eine hübsche, aber ungeschulte Stimme, dazu ein gutes Gehör und viel Musikverständnis infolge des Anhörens der Opern und Konzerte, der einzigen Erholung, die er sich auf einem billigen Plage gönnte, die Abwechslung in sein arbeitsreiches Leben brachte.

Zuweilen kamen auch Nachbarn, und man verbrachte heitere Stunden, machte Waldpartien und fuhr auf dem See zu Boot.

Ernst und Emmy fühlten sich immer freier in dem Kreise, dem sie bisher fern gestanden hatten; die anfängliche Befangenheit war gewichen.

Leutnant Bruno war nach zwei Tagen abgereist, ohne bei Emmy weiter gekommen zu sein. Sie nahm ihn nicht ernst und hatte eine abwehrende, sichere Art seinen Rurmachereien entgegengekehrt, das beste Mittel, ihn noch mehr zu fesseln.

Nach einer Woche kam Frau von Lörsbach mit ihren Kindern zu den Eltern. Sie war nervös, wie sie behauptete, klagte über ihren Mann und bedauerte, daß sie keine Badereise machen sollte.

„Du siehst aber recht gesund aus“, bemerkte Schorn trocken.

„Papa, du weißt nicht, wie mir oft zu Mute ist, und denke dir, mein Mann spricht davon, sich in ein Linienregiment versetzen zu lassen; er findet Berlin zu teuer. Ich bin verzweifelt! Was soll ich in der Provinz, in irgend einem kleinen Neste!“

Sie fing an zu weinen.

„Ja, mein liebes Kind, es braucht nicht gerade ein kleines Nest zu sein. In der Provinz lebt es sich ganz gut, nicht wahr, Mariechen? Wir waren sehr glücklich in D.“

„Ja, mein Alter, wir hatten zufriedene Herzen und liebten uns“, entgegnete die Baronin freundlich.

„So, das soll wohl heißen, daß ich unzufrieden und vielverlangend bin!“

Frau von Lörsbach brach in Tränen aus und schmolte.

„Daß sie Mariechen“, sagte Hugo, „sie muß noch die Schule des Lebens kennen lernen, dann wird vielleicht etwas aus ihr. Jrmgard hatte keinen leichteren Charakter wie unsere Friedel.“

Die Frau Hauptmann fuhr viel in der Nachbarschaft umher, pökte sich recht im Gegensatz zur Mutter und Schwester und verzog ihre Kinder.

„Sie macht sich selbst das Leben schwer“, sagte Schorn, „sie paßt nicht zu dem Bilde „glückliche Menschen“. Wer das Glück nicht in sich trägt, der sucht es vergeblich in Außerlichkeiten.“

Seit dem Ballabend waren Elfriede und Ernst nicht mehr allein gewesen. Er sehnte sich danach und fürchtete es, und sie ahnte mit dem feinen Gefühle des Weibes, daß sie ihm nicht mehr gleichgültig war. Er tat ihr so leid in seinem sonnenlosen Leben mit seinen Gebrechen, unter denen er litt. Ein Gefühl warmer Freundschaft fing in ihr zu keimen an, die Freundschaft für eine Schattenblume, der man gern Sonne spenden möchte.

Das enge Zusammenleben auf dem Lande brachte sie unmerklich näher und ließ die trennende Schranke fallen.

Graf Kombed kam häufig nach Schornstätten hinüber. Er war ein Dreißiger, und sein ernstes, geheimes Wesen ließ ihn älter erscheinen.

„Friedel“, sagte Jrmgard eines Tags, „der Graf wäre eine Partie für dich. Er ist reich und vornehm, und du hättest es gut, wenn er dich heiratete.“

„Ach, Jrmgard, er ist ja schon alt!“ rief Elfriede lachend.

„Alt? Er ist dreißig!“

„Ich bin erst neunzehn geworden! Und dann ist er Witwer! Ich möchte keinen Mann, der schon eine erste Liebe gehabt hat.“

„Närrchen! Glaubst du, daß die Männer nicht alle vor der Ehe irgend eine Neigung gehabt haben?“

„Nein, alle gewiß nicht!“

Am Abend fragte Elfriede Emm plötzlich:

„Sage mir, hat dein Bruder Ernst schon geliebt?“

Emmy zuckte zusammen. Der Schwester liebevollen Augen war es kein Geheimnis geblieben, daß des Bruders Herz nicht mehr frei war.

„Ich kann dir deine Frage nicht beantworten, Friedel“, sagte sie zögernd.

„Warum? Hat er keine Hoffnung?“

„Nein. Aber, bitte, laß uns nicht darüber sprechen; es tut mir weh, Friedel!“

Sie trennten sich für die Nacht.

„Bin ich es?“ dachte Elfriede. „Armer Mensch! soll er durch mich erfahren! Ich, die ihn gern so glücklich sähe, die von seiner Sonnenheime weiß!“

Schon der folgende Tag sollte die Aufklärung bringen.

Ernst Ludloff sang an dem Abend unter anderen Liedern den „Asra“. Elfriede begleitete ihn, sie waren allein.

Noch nie hatte das Lied sie so tief ergriffen, besonders am Schlusse: „die da sterben, wenn sie lieben.“

„Glauben Sie das?“ fragte sie, zu ihm aufblickend, mit unsicherer Stimme.

Er war sehr blaß und atmete schwer.

(Fortsetzung folgt.)

(Aus Sunyachin)

„Ich war e...
Arzt in der po...
So erzählt der...
innerungen, die...
seiner politischen...
terelle an der...
mann meines...
Belang brachte...
von all den...
daß wir in je...
selben Abend noch...
dineischen Parte...
leben, die so l...
der Hauptstadt...
die wir nun, n...
im Dunkel beg...
„Fien ming wu d...
wurde nun zum...
Unzufriedenen tr...
partei werden l...
von 1895 m...
er den großen...
legte japanische...
Unterthan des V...
dem ewigen Ver...
Washington entg...
sich den Geländ...
auf Ver...
als „Wahnhin...
„Ich konnte mich...
würden mir mein...
die Augenlider...
Stunde geschütt...
kamte auf mein...
in strenger Ver...
es ihm, keinem...
rad von seinem...
Salisbury unter...
seine Freilassung...
natten in China...
Ansprachen dem...
seinem Gesicht, d...
möchte mein Sch...
Ihnen helfen, de...
folg haben.“
„Ich habe General...
Berater Sunnati...
seine Gefährlich...
auf seinen Kopf...
gen ein Mann i...
erzählt er, „und...
wollt Dir taufen...
„Mein, 5000, C...
kann das Leben...
will Deinen Kop...
und dann ist er...
macht uns alle...
ich, „mein Kopf...
so viel davon...
von dem Gelde...
tensende von J...
Kinder. Höre, I...
mein Kopf Dein...
Deinen eigenen K...
forlaufen.“ Er...
hebung; aber ich...
hörte, daß er sic...
ertragen konnte...
in Ranton in m...
Es war nichts...
Männer drangen...
ber. Da nahm...
beschloß laut zu...
dann sprach einer...
Ich antwortete...
langes Gespräch...
Ziel auseinander...
ner fort, und ich...
ist nicht der Ma...
und weißt kein...
wurde die Kiese...
Wort), auf seiner...
auch mit ihm im...
einem Jahre Su...
dachte zuerst, es...
richtig gemeint, e...
und mit mir ge...
damals: „Geht...
habe nicht fünfje...
um nun so leicht...
ich kann warten...“

Aus den Erinnerungen von Sunyatsen, des Führers der chinesischen Revolution.

Ich war ein junger Mann und suchte mein Brot als Arzt in der portugiesischen Kolonie Macao zu verdienen. So erzählt der Betreuer Chinas, Sunyatsen, in seinen Erinnerungen, die er im Strand Magazine veröffentlicht, von seiner politischen Erziehung. Ich hatte kein besonderes Interesse an der Politik, bis eines Tages ein junger Kaufmann meines Alters zu mir kam und mir die Neuigkeit aus Beijing brachte, daß die Japaner herandrückten. Ich hatte von all den Vorgängen keine Ahnung und wunderte mich, daß wir in so völliger Unwissenheit gelassen wurden. Denselben Abend noch ließ ich mich unter die Mitglieder der japanischen Partei aufnehmen. Alle Welt weiß jetzt von den Leiden, die so lange auf meinem Vaterlande gelastet. Aber der Hauptfluß, unter dem wir litten, war die Ungewißheit, die wir nun, nachdem ich das furchtbare dieses Tappens im Dunkeln begreifen hatte, unerträglich wurde. Der Spruch „Nien ming wu dang“ (Das göttliche Recht währet nicht immer) wurde nun zum Wahlspruch Sunyatsens, der ihn unter die Unzufriedenen trieb und bald zum Führer der Revolutionspartei werden ließ. Nachdem die Verdrängung in Kanton von 1895 mißlungen war, mußte er fliehen; in Kobe tat er den großen Schritt, sich den Jap. abzuscheiden zu lassen, legte japanische Gewänder an und wurde nun für einen Vertreter des Mikado gehalten, ein Umstand, der ihm bei dem ewigen Verfolgungen von großem Nutzen war. In Washington empfing er mit Mühe von Nachstellungen des chinesischen Gesandten; in London wurde er im September 1896 auf Verleumdung des chinesischen Gesandten aufgehoben und sollte als „Wahnsinniger“ nach China zurücktransportiert werden. Ich kannte wohl das Schicksal, das meiner harrte. Zuerst wurden mir meine Gelenke mit dem Hammer zerbrochen, dann die Augenlider ausgerissen und endlich der Körper in kleine Stücke geschnitten werden, jedoch niemand Anspruch erheben konnte auf meine sterblichen Reste. Zwölf Tage wurde er in strengster Verborgenheit gefangen gehalten, dann gelang es ihm, seinem alten englischen Gönner, Dr. Cantlie, Nachricht von seinem Schicksal zu geben; die Polizei und Lord Salisbury intervenierten in zwölfter Stunde und bewirkten seine Freilassung. Während des Boxeraufstandes war Sunyatsen in China eifrig als Agitator tätig. Bei einer seiner Anreden bemerkte er einen jungen Mann mit bläulichem Gesicht, der nachher auf ihn zukam und sagte: „Ich möchte mein Schicksal mit dem Ihren verbinden. Ich möchte Ihnen helfen, denn ich glaube: Ihre Propaganda wird Erfolg haben.“ Der Sprechende war der damalige Oberst, später General Homer Lea, der von nun an der militärische Berater Sunyatsens wurde. Unterdessen hatte die Regierung keine Gefährlichkeit voll erkannt und einen großen Preis auf seinen Kopf gesetzt. „In Kanton kam am frühen Morgen ein Mann in meine Kabine an Bord einer Dampfer“, erzählt er, „und sagte: „Sun, ich bin ein armer Mann und habe eine Frau und viele Kinder.“ Ich verstehe, Du willst Dir tausend Dollars verdienen, wenn Du mich verräthst.“ „Mehr, 5000, Sun, Du bist nur ein Mann und Du hast kein Leben vieler Männer haben. Sie haßt Dich und will Deinen Kopf haben; sie wird ihn Dir abschneiden lassen und dann ist er zu nichts nütze. Gib ihn mir jetzt und Du machst uns alle reich und glücklich.“ „Nicht“, antwortete ich, „mein Kopf ist nichts für mich wert, aber wirst Du so viel davon haben? Die Mandarine werden Dir nichts von dem Gelde geben, und Deine Kinder werden arm sein, tausende von Jahren, und ebenso die Millionen anderer Kinder. Höre, Sun, ich gehöre zu Euch, und deswegen ist mein Kopf Dein Kopf. Willst Du 5000 Dollars nehmen für Deinen eigenen Kopf? Gehe und verrate mich; ich werde nicht fortlaufen.“ Er fiel mir zu Füßen und bat mich um Verzeihung; aber ich war betrübt, als ich am anderen Tage hörte, daß er sich ertränkt habe, weil er sein Unrecht nicht ertragen konnte. Ein andermal kamen zwei junge Beamte in Kanton in mein Zimmer, um mich gefangen zu nehmen. Es war nachts, ich lag in Hemdsärmeln und las. Zwei Männer drangen herein, hinter ihnen wurden Soldaten sichtbar. Da nahm ich ruhig eines der heiligen Bücher und beschloß laut zu lesen. Sie hörten eine Zeitlang stille zu dann sprach einer von ihnen mit mir und fragte mich etwas. Ich antwortete, sie fragten wieder, und so entspann sich ein langes Gespräch, in dem ich ihnen meine Aufgabe und mein Ziel auseinandersetzte. Nach zwei Stunden gingen die Männer fort und ich hörte sie auf der Straße sagen: „Das ist nicht der Mann, den wir suchen, er ist ein guter Mann und weicht sein Leben der Heilung der Kranken.“ Schließlich wurde die Riesensumme von 700 000 Taels (2 Millionen Mark) auf seinen Kopf als Preis gesetzt, aber man suchte auch mit ihm im Götzen zu verhandeln; so schickte vor etwa einem Jahre Zuanhschihai Vertrauensmänner zu ihm. „Ich dachte zuerst, es wäre ein Hinterhalt, aber alles war aufrichtig gemeint, er wünschte den Bann von mir zu nehmen und mit mir gemeinsam zu handeln. Doch ich antwortete damals: „Geht zurück zu Euren Herrn und sagt ihm: Ich habe nicht fünfzehn Jahre gearbeitet und so vieles erduldet um nun so leicht mich beschwachen zu lassen. Sagt Er. Erzellens ich kann warten.“

Helden im Eise.

Welchen Strapazen die unermüdbaren Forscher in Grönlands Eiswüste ausgesetzt sind, davon zeugt ein ergreifendes Schriftstück, das zurzeit in der königlichen Bibliothek in Kopenhagen ausgestellt ist. Es handelt sich um das Tagebuch des Grönländers Jörgen Brönlund, das in der Höhle gefunden wurde, wo Brönlund, der Freund Nylus-Erichsens, in der Polarnacht, völlig erschöpft und ohne alle Aussicht weiter kommen zu können, sich selbst zum letzten Schlaf bettete. Mit unglaublicher Energie benutzte der sterbende Forscher seine schwindende Kraft dazu, auf ein Blatt des Tagebuches einen kurzen Bericht über das traurige Schicksal niederzuschreiben, das ihn, Nylus-Erichsen und Hagen auf ihrem Marsch durch Grönlands Inlands ereilte. Die Schrift Brönlunds ist deutlich und kräftig, erst die Namensunterschrift zeigt einiges Zittern, das auf eine starke Abnahme der Kräfte schließen läßt. Nylus-Erichsen hatte sich im Frühjahr 1907 mit Hagen und Brönlund von den übrigen Teilnehmern der Danmark-Expedition getrennt, um an der bisher unerforschten Nordküste Grönlands Untersuchungen anzustellen. Als die drei nicht zurückkehrten, wurde im nächsten Frühjahr von der Danmark-Expedition Hauptmann Koch und ein Begleiter ausgesandt, um die Verschollenen zu suchen. Sie fanden die Leiche Brönlunds in einer Höhle auf dem Lamberts-Land. Aus dem Tagebuch, welches bei der Leiche gefunden wurde und regelmäßig bis Ende Oktober 1907 geführt war, geht hervor, daß die drei Forscher unter den furchtbaren Entbehrungen und Leiden aller

Art versucht haben, vom Norden her zum Schiff zurückzukommen. Ihr Zelt war ganz defekt, die Schlafstätte von Feuchtigkeit und Fäulnis zerstört. Sie litten die schrecklichsten Qualen des Hungers und Durstes; ihre Stiefel waren ohne Sohlen. Den entsetzlichen Leiden setzte der Tod ein Ziel, und zwar für Hagen am 15. November, für Nylus-Erichsen zehn Tage später. Brönlund hüllte seine Kameraden in das Zelttuch ein und begrub sie im Schnee. Er selbst schleifte sich (richtiger kroch), da seine Kräfte am kalten Brand erkrankt waren, weiter südlich. Er mag gehofft haben, auf dem Lamberts-Land eine Hilfsexpedition zu treffen, aber vergebens. Er machte sich eine Art Höhle zurecht und legte in eine Kiste neben sich die Hinterlassenschaften, die von Wichtigkeit sein könnten, obenan Hagens Kartenstücken und sein eigenes Tagebuch. Als diese Vorbereitungen getroffen waren, schrieb Brönlund seinen letzten Bericht, der in seiner Kürze ergreifend ist:

„Wir kamen im November um, nachdem wir den vergeblichen Versuch gemacht hatten, über das Inlands die Heimreise zu machen. Ich bin hier bei abnehmendem Monde angekommen. Ich konnte nicht weiter wegen gestörter Kräfte und der Finsternis. Die Leichen der beiden anderen sind mitten im Fjord vor einem Gletscher zu finden (etwa 2 1/2 Meilen von hier). Hagen starb am 15. November, Nylus 10 Tage später. Jörgen Brönlund.“ Die Leichen der beiden anderen ums Leben gekommenen Forscher hat man nicht finden können. Einer, Mikelsen, der sich im Sommer 1910 hinauf begab, um die Leichen zu suchen, ist, wie man befürchtet, ebenfalls von einem unglücklichen Schicksal ereilt worden.

PS. Soeben kommt die Nachricht, daß die neue dänische Grönlands-Expedition am 1. Juni unter Leitung des Kapitäns Koch aufbrechen wird. Geplant ist eine Durchquerung der Eisfläche des Innern und ein Vorstoß nach Norden.

Kinderpflege u. Kindererziehung.

Die Ziegenmilch in der Kinderpflege. Im Kaiserin Augusta-Viktoria-Haus zur Beförderung der Säuglingssterblichkeit im Deutschen Reich fand unter dem Vorsitz des Kammerherrn Dr. v. Behr-Pinnow eine von der Preussischen Landeszentrale für Säuglingsfürsorge und ihr nahestehenden Persönlichkeiten angeregte Aussprache über die Verwertung der Ziegenmilch in der Säuglings- und Kleinkinderpflege statt. Neben Ärzten und Verwaltungsbeamten nahmen daran insbesondere Vertreter des Deutschen Reichsverbandes für Ziegenzucht und der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft teil. Der Dirigent des Kaiserin Augusta-Viktoria-Hauses, Professor Dr. Langstein hielt ein einführendes Referat, in dem er das Fehlen ausreichender künstlicher Erfahrungen in der Verpflegung von Säuglingen und Ziegenmilch feststellte und ausgedehnte Versuche von mindestens einjähriger Dauer als erforderlich bezeichnete. In der eingehenden Aussprache wurden die große Vorzüge der Ziegenzucht hervorgehoben. Die Tiere sind billig in der Anschaffung, anspruchslos bezüglich der Pflege und Ernährung; bei laubterer Haltung ist die Milch fast geruchlos. Die Zucht ist vorteilhaft, da die Tiere ihren Wert in einem Jahre etwa vervierfachen. Die Milchproduktion im allgemeinen ist gut; Jahresmengen von 1000 Liter sind nicht selten. Insbesondere für die kleinen, auf dem Lande wohnenden Arbeiter, Eisenbahnangestellten, Bergleute ist die Ziege ein wertvolles Haustier. Namentlich für die Ernährung ihrer dem Säuglingsalter entwachsenden Kleinkinder ist sie angesichts der vielfach schon unangenehm vermindernden Knappheit und der dadurch bewirkten Darreichung minderwertiger Surrogate sehr wichtig. Mit Rücksicht hierauf verdient die Zucht und das Halten von Milchziegen intensive Förderung. Wie weit ihre Milch auch für künstlich genährte Säuglinge Anwendung finden kann, werden die weiteren Untersuchungen ergeben, zu denen sich das Kaiserin Augusta-Haus bereit erklärt hat.

Das gefährliche Alter des Kindes. Im Leben eines jeden Kindes gibt es eine Zeit, wo es keine Gewalt über sich hat, fahelst und unaufmerksam wird und ein sogenanntes schulisches Wesen hat. Wie eine Epidemie tritt das Fahren zuweilen auf, und ein Kind scheint das andere damit anzustecken. Diese Erscheinungen pflegen sich zu gewissen Entwicklungszeiten einzustellen und haben dann ihre natürliche Ursache in der Wachstumsperiode. Der Lehrer kann sie an seinen Schülern beobachten; es kommt eine Zeit, wo mit der ganzen Klasse nicht viel los ist; jeder fahelt, ist unaufmerksam, gedankenlos! Nicht immer sind es seelische Vorgänge, die den Zustand hervorgerufen; oft ist auch die Witterung von großem Einfluß auf das Kind. Sehr oft liegen dem faheligen Wesen aber auch andere Ursachen zugrunde: Ueberanstrengung, körperliches Ueberhalten, Lesen von Schundliteratur, plötzliches Interesse für einen neuen Sport oder ein neues Spiel und dergl. mehr. Sehr oft trägt aber auch zu rasches Wachstum die Schuld daran; manchmal auch ungenügende Ernährung des Körpers und damit ungenügende Ernährung des Gehirns. Sobald ein Kind fahelig wird, lege man darauf Wert, daß es das, was es tut, ruhig und langsam tut. Nicht zu vielerlei auf einmal beginnen, aber jedes Begonnene mit Ruhe zu Ende führen! Nicht alles möglich aufgeregt zusammenzuwaschen; nicht allzuviel fragen! Es kommen Zeiten in der geistigen Entwicklung des Kindes, wo zu vielerlei Erkenntnisse von dem jungen Gehirn aufgenommen werden, was dann leicht zu einem fahigen Wesen führen kann.

Variationen eines Sprichwortes

werden von Prof. Dr. Ruttner (Frankfurt) in der „Frankfurter Ztg.“ mitgeteilt. Wir entnehmen dem Aufsatz folgenden: J. G. Seume singt („die Gefänge“):

Wo man singet, laß dich ruhig nieder,
Ohne Furcht, was man im Lande glaubt;
Wo man singet, wird kein Mensch beraubt:
Böswichter haben keine Lieder.

Der Gedanke war nicht neu, aber er sprach an, jedoch, um geflügelt zu werden, war eine ganze Strophe zu viel; man zog die erste und die letzte Zeile zusammen, der Volksmund änderte noch ein wenig, und so heißt es nun und lebt in aller Munde:

Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder.

An diesen Ausspruch des weitgereisten Seume hängt sich nun eine ganze Reihe scherzhafter Variationen. Im humoristisch-satirischen Volkskalender des „Kladderadatsch“ von 1850 sagt David Kalisch, der Schöpfer der Berliner Volkspoesie:

Wo man raucht, da kannst du ruhig harren,
Böse Menschen haben nie Zigarren.

Tief bilden läßt das Sprüchlein, das vermutlich ein alter Sagefols in den Fliegenden Blättern (Mai 1883) veröffentlicht:

Wo Kinder schreien, da laß dich niemals nieder;
Böse Rangen sind verwünscht zuwider.

Herr Jakob Kleinschmidt in Frankfurt a. M. (Vertreter in Turngeräten, Gartenmöbeln u. a.) empfahl sich vor vielen Jahren mit dem Verschen:

Wo man turnt, da kannst du ruhig harren,
Böse Menschen haben weder Red noch Barren.
In einem Album aus Bad Orb, es nannte sich Rosmos und enthielt 10 Anführer, las ich folgende Behauptung, deren Richtigkeit freilich nicht unbetrachtet ist:

Wo man Karten sammelt, bist du gut daran —
Böse Menschen schaffen sich kein Album an.

Besonders zahlreich — ein Zeichen unserer genuehreichen Zeit — sind die Variationen, die sich auf Essen und Trinken beziehen. Davon einige Proben:

Meggenbörfers Blätter brachten im August 1901 folgende Aufmunterung:

Wo man Sekt trinkt, laß dich ruhig nieder!
Die Gelegenheit kommt so leicht nicht wieder.

Zu Altenburg, bei Otto Wermann, erschien im Jahre 1883 eine Sammlung von Trinksprüchen, deren einer lautet:

Wo man Bier trinkt, kannst du ruhig lachen,
Böse Menschen trinken härtere Sachen.

Und nun noch einige „Varianten“ vom Essen! Im Jahre 1899 hatte die „Post“ einen Preis für die besten Rezepte zu Nudeln, Kartoffelpuffern und Pfannkuchen ausgesetzt. Daraus übermittelte uns das Frankfurter Intelligenzblatt vom 2. Mai 1899 folgenden Zweizeiler, der manches Herz erfreuen wird:

Wo's nach Puffern riecht, vermute nie das Böse;
Schlechte Menschen kochen keine Klöße.

Ich gebe zuletzt den „Fliegenden Blättern“ (Juli 1898) das Wort:

„Einem angehenden Dienstmädchen ins Stammbuch:
Wo man Butter isst, da ruhig diene!
Böse Menschen essen Margarine.“

Die Titulierungssucht.

Mer lustige Beispiele menschlicher Titelsucht zu sammeln liebt, findet in Bayern keine Rechnung. Besonders die Frauen zeichnen sich da aus. Man braucht nur den Anzeigenteil der Zeitungen durchzusehen. Gerade wenn Schall und Titel in Klang und Ruf aufgehen, bei Todesfällen flammt noch einmal die gesellschaftliche Legitimationslust auf, und je niedriger die Stufe, desto hochtrabender die Worte. Es genügt nicht, daß Herr Mops Maier gestorben ist, nein, die tieftrauernden Hinterbliebenen zeigen den Tod des „ehemaligen prinzipalen Hofbuttmachermeisters“ an. Frau Crescentia Wader-nagel war „vermittelte Hotelportiersgattin“ und Sabine Ziegler „peni. Hofkammerkammerherrin“. Nicht ist es, daß eine „Damenwäschereibesitzerin“ sich mit einem „geprüften Schnurleinfegerassistenten“ verlobt. Die Krone aber setzte ein Münchener Festbericht einer Dame des Komitees auf, die von einem Prinzen zu Tanz geführt wurde und daher wohl eines schönen Titels bedurfte. Er ward ihr, denn über die „Hofmalereifabrikdirektorsgattin“ kommt so leicht keine Rivale hinaus.

Essener Viehmarkt.

Ämtlicher Bericht der Notierungskommission.

Essen, den 26. Februar 1912.

Auftrieb: Großvieh 637, hiervon 97 Ochsen, 188 Bullen, 352 Färken und Kühe, — gering genährtes Jungvieh (Fresser) 665 Kälber, 43 Schafe, 3797 Schweine.

1. Kinder.		Preise für 100 Pfd.	
A. Ochsen:		Schlachtgem.	Lebendgem.
		Mk.	Mk.
a) Vollfleischige, ausgemästete Ochsen höchsten Schlachtwerts, die noch nicht gezogen haben (ungekocht)		90—92	52—53
b) Vollfleischige, ausgemästete, im Alter von 4—7 Jahren		87—89	47—49
c) Junge, fleischige, nicht ausgemästete und ältere ausgemästete		87—89	47—49
d) Mäßig genährte junge, gut genährte ältere		80—85	40—42
B. Bullen:			
a) Vollfleischige, ausgewachsene Bullen höchsten Schlachtwerts		84—86	48—49
b) Vollfleischige jüngere Bullen		78—82	41—43
c) Mäßig genährte junge und gut genährte ältere		70—76	33—35
C. Färken und Kühe:			
a) Vollfleischige, ausgemästete Färken höchsten Schlachtwerts		86—88	48—49
b) Vollfleischige, ausgemästete Kühe höchsten Schlachtwerts b. zu 7 Jahren		82—85	43—44
c) Ältere ausgemästete Kühe u. wenig gut entwickelte jüngere Kühe und Färken		75—80	37—39
d) Mäßig genährte Kühe und Färken		65—73	28—31
e) Gering genährte Kühe und Färken		65—73	28—31
D. Jungvieh:			
a) Gering genährtes Jungvieh (Fresser)		00—00	00—00
2. Kälber.			
a) Doppelender, feinsten Mast		104—118	75—85
b) Feinste Mastkälber		97—102	62—65
c) Mittlere Mastkälber und beste Saugkälber		89—100	54—60
d) Geringere Mast- und gute Saugkälber, geringe Saugkälber		77—99	40—52
3. Schafe.			
A. Stallmastschafe:			
a) Mastlämmer und jüngere Masthämmer		88	44
b) Ältere Masthämmer, geringere Mastlämmer und gut genährte junge Schafe		80—85	38—40
c) Mäßig genährte Hämmer u. Schafe (Merzschafe)		00—00	00—00
B. Weidemastschafe:			
a) Mastlämmer		00—00	00—00
b) Geringere Lämmer und Schafe		00—00	00—00
4. Schweine.			
a) Fetttschweine über 150 kg (300 Pfd.) Lebendgewicht		00—00	00—00
b) Vollfleischige von 120—150 kg (240—300 Pfd.) Lebendgewicht		62—64	49—51
c) Vollfleischige von 100—120 kg (200—240 Pfd.) Lebendgewicht	200/0	62—64	49—51
d) Vollfleischige von 80—100 kg (160—200 Pfd.) Lebendgewicht	Tara	60—63	48—50
e) Vollfleischige unter 80 kg (160 Pfd.) Lebendgewicht		56—60	44—48
f) Unreine Sauen und geschlachte Eber		54—60	43—48
Tendenz: mittel.			

Holz-Verkauf.

Montag, d. 11. März d. J.,
vormittags 10 Uhr,
sollen in der Waldung des Gutes
Herbede Forstort „H. Lulivan“
ca. 100 Nummern Kottannen-
stangen, zu Grubenholz,
Feiterbäumen, Frechtungs-
holz und Baumpfählen ge-
eignet
öffentlich, meistbietend, verkauft
werden. 1283
Das Holz liegt an guter
Abfuhr.
Zusammenkunft an Ort und
Stelle und am Forsthaus zu
Vornholz.
Haus Ruhr b. Schwerte,
den 17. Febr. 1912.
Freiherrlich
von Rheinbaben'sche Rentei.

Haus

mit ca. 2 Morgen Land, in dem
schon viele Jahre ein gutgehe-
ndes Mädchenbier- u. Kigarren-
Geschäft betrieben wird, sofort
zu verkaufen oder zu vermieten.
Wilhelm Brauckmann,
Buchholz Nr. 70. 1537

Mehrere tüchtige
Hammerleute,
Zuschläger
und 1397
Blagarbeiter

sofort bei hohem Lohn und
dauernde Beschäftigung gesucht.
Gewerkschaft Christine,
Kupferdreh.

Suche zu Ostern einen
ordentlichen Jungen
in die Lehre 1841
Albert Rosenkranz,
Konditorei und Bäckerei.

Für den Kreis Hagen
tücht. Radfahrer
3. Berl. v. Marg. an Private
gekauft. Gar. Minimal-Gehalt
150 M. monatl. 1589
Münster Margarine-Werke
Mohr & Co.

Just. ert. General-Vertreter
G. Jost, Dattingen, Kurzeitr. 3.
Einen durchaus erfahrenen,
selbständigen

Zimmerer
sucht bei dauernder Beschäfti-
gung 1519
Wwe. Jul. Hilgenstock,
Bangehölz, Herbede.

Wegen Verheiratung des je-
higen suche ich zu Mitte März ein
trautiges

Mädchen
mit nur guten Zeugnissen. v. 24
Franz Gabel, Restaurant,
Königsstele Wilhelmstr.

Wegen Verheiratung des je-
higen suche ich zum 1. April oder
später ein in allen Hausarbeiten
erfahrenes, besseres

Mädchen
mit guten Zeugnissen. 1432
Franz Gabel, Restaurant,
Königsstele Wilhelmstr.

Suche ein ordentliches, evgl.
Mädchen
im Alter von 15-18 Jahren
für halbe Tage per 1. oder 15.
März. 1220
Frau Gustav Köhling,
Dahlhausen-Ruhr,
Dahlwintelerstr. 52.

Ist es verwunderlich,
daß der „Kornfranck“ so
gern getrunken wird? Der feine
kräftige Geschmack muß ja
jedermann - zusagen.

Bekanntmachung.

Für das Jahr 1912 ist die Abhaltung folgender Obsthau-
Kurse in der Provinz Westfalen in Aussicht genommen:

- I. Für Volksschullehrer an:
 - a) der Landwirtschaftsschule in Lidinghausen:
 - i) Frühjahrskursus in der Zeit vom 11. März bis einschließ-
lich 23. März;
 - ii) Herbst- und Obsterntekursus in der Zeit vom
30. September bis einschließlich 10. Oktober;
 - b) bei dem Hofgärtner a. D. Kahlstädt in Laasphe:
 - i) Frühjahrskursus in der Zeit vom 18. März bis einschließ-
lich 30. März;
 - ii) Sommerkursus in der Zeit vom 29. Juli bis einschließlich
8. August;
 - iii) Obsterntekursus in der Zeit vom 1. bis ein-
schließlich 4. Oktober.

- II. für Provinzialstraßenmeister, Provinzialstraßenwärter,
Baumwärter usw.

3. an der Landwirtschaftsschule in Lidinghausen:
 - a) Frühjahrskursus in der Zeit vom 26. März bis ein-
schließlich 4. April;
 - b) Herbstkursus in der Zeit vom 26. bis einschließlich 28.
September;

4. an der landwirtschaftlichen Schule in Stromberg:
 - a) Frühjahrskursus in der Zeit vom 26. März bis ein-
schließlich 4. April;
 - b) Herbstkursus in der Zeit vom 9. bis einschließlich 11.
September;

5. an der landwirtschaftlichen Winterschule in Warburg:
 - a) Frühjahrskursus in der Zeit vom 26. März bis ein-
schließlich 4. April;
 - b) Herbstkursus in der Zeit vom 17. bis einschließlich 19.
September;

6. an der landwirtschaftlichen Lehranstalt in Hagen i. W.
 - a) Frühjahrskursus in der Zeit vom 21. März bis einschließ-
lich 30. März;
 - b) Herbstkursus in der Zeit vom 23. bis einschließlich 25.
September;

7. an der Landwirtschafts- und Realschule in Herford:
 - A. für Provinzialstraßenmeister, Landwirte, Lehrer pp.
 - i) Frühjahrskursus in der Zeit vom 18. März bis einschließ-
lich 30. März;
 - ii) Sommerkursus in der Zeit vom 8. bis einschließlich 10.
Juli;
 - iii) Herbstkursus in der Zeit vom 23. bis einschließlich 25.
September;
 - B. für Provinzialstraßenmeister und Baumwärter:
in der Zeit vom 4. bis einschließlich 13. März;

8. an der landwirtschaftlichen Winterschule in Soest:
 - a) Obst- und Gemüsekursus:
 - i) Teil: 2., 3. und 4. Juli;
 - ii) Teil: 4., 5. und 6. September;
 - b) Ferienkurs im Obstbau für Lehrer:
in der Zeit vom 10. bis einschließl. 13. April und vom
12. bis einschließlich 17. August;
 - c) Obstbaukurs für jedermann:
am 1. April, 6. Mai, 3. Juni, 1. Juli, 5. August, 2. September
und 7. Oktober;
 - d) Baumwärterkursus: am 14., 15. und 16. März.

- An den für Volksschullehrer oder für Provinzialstraßen-
beamte und Baumwärter bestimmten Kursen können auch
Landwirte, Wegewärter und andere Personen teilnehmen, so-
weit es der Raum gestattet.

- Die Kosten der Kurse werden aus Mitteln des Staates
und des Provinzialverbandes bestritten. Die Teilnahme an
den Kursen ist kostenfrei.

- Anmeldungen zur Teilnahme sind baldmöglichst an die
genannten Unterrichtsanstalten bzw. an die Leiter der Kurse
zu richten.

- Unbemittelten Teilnehmern, deren Ausbildung als Baum-
wärter besonders wünschenswert erscheint, können Beihilfen
zu den Kosten des Unterhalts während der Kursdauer be-
willigt werden. Anträge darauf sind durch Vermittelung der
Ortsbehörden einzureichen.

- Münster, den 26. Januar 1911. 1430
Der Oberpräsident der Provinz Westfalen:
Dr. Prinz v. Ratibor und Corvey.

Ölgemälde

bekannter moderner Meister, sind täglich nur noch kurze Zeit
zu besichtigen. 2 209

Günstige Kaufgelegenheit geboten.

Restaurant „Zum Amtshaus“, Dahlhausen-Ruhr,
Bahnhofstraße 14.

Bei Husten, Asthma, +

Atmenot, Bronchialkatarrh, überhaupt bei Katarrhen der At-
mungswege, Verkeimung, Nachschweiß, Infuenza, Schlaf-
losigkeit, Kränken im Halse, Erstickung u. i. w. hat schnell und
sicher, oft schon über Nacht, mit wunderbarem Erfolge Pohl's
Spezial-Methode (Bestand: Libor'sche Kräuter, Karmeliter-
Tropfen, Bachholder-Bonbons) gewirkt. Garantiert unerschö-
plich. Zahlreiche Dankschreiben. Alles zur Kur erforderliche
Mitt. 5.—. Nachnahmespenden extra. Nur echt bei Georg Pohl,
Berlin, Hohentempelstraße 69. 41

Begegnen Sie einer Dame

mit einem schicken Hut, einem eleganten
Kleid, lebhaft und fein glänzenden
Stiefeln, so können Sie annehmen,
die Dame läßt ihre Stiefel nur mit
Pilo putzen. Pilo ist nicht nur für
schwarzes Leder, sondern auch für
gelbes, braunes und weißes zu haben.

Königliche höhere Maschinenbauschule Hagen i. W.

Für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Beginn des Sommerhalbjahres 1. April.
Programm kostenfrei. 1196

Provisionsreisende

bei Gastwirten eingeführt, für
Stadt u. Dorf gesucht. Spielend
100 Mark Tagesverdienst. Off. unt.
Dobesch' a. Rudolf Mosse, Stuttgart.

Solider Herr

erhält Feuerberz-Agentur
Bewerbung, nach Dort-
mund, postlagernd
unter F. 5. 1095



Kais. u. Königl. Hof-Flügel-
Planino-Fabrikant, gegr. 1794

empfehlen in reicher
Auswahl zu bequ-
men Bedingungen
Pianos mit eingebautem Klavierspielsystem, Planolas mit Themodist
und Melodist, sowie Harmonium. Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur
oder Stimmung wurde man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung
des durch vier Generationen bestehenden Hauses IBACH.

RUD. IBACH SOHN, BARMEN
Neuerweg 38-42.

Vergangenheit und Gegenwart

zeugen für die vor-
zügliche Qualität von
Zuniz Kaffee und Tee
Nur in Originalpackung

Es ist bekannt,

dass alle guten Fabrikate recht bald in
geringerer Qualität und in möglichst ähn-
licher Packung nachgemacht werden. —
So ist es auch mit

Dr. Oetker's Backpulver
Dr. Oetker's Puddingpulver
Dr. Oetker's Vanillin-Zucker
etc. etc.

Ueberall tauchen Nachahmungen davon
auf. Die kluge Hausfrau achte beim
Einkauf daher darauf, nur die echten
Fabrikate zu erhalten mit dem Namen

„Dr. Oetker's“

Ueberall zu haben!

1055 1 Päckchen 10 Pfg. 3 Stück 25 Pfg.

Miet - Pianos

in grosser Auswahl,
günstige Bedingungen
bei späterem Kaufe

Rud. Ibach-Sohn,
Barmen, Neuerweg 40/42.

Die besten Betten

liefern unbedingt ich, denn das
1 1/2 schläfl. Ober-, Unterb. und
2 Kissen aus la. echtrot die-
Daunenköper mit 18 Pfd. Hall-
daunen kostet bei mir nur
Mk. 25.50, mit noch zarteren
Federn Mk. 29 1/2, 2 schläfl. od.
mit Daunendecke Mk. 5 mehr.
Nicht gefall. Geld zurück. Liste
mit glänzenden Dankschreiben
frei. Bettenfabrik (648)
Herm. Eberle, Cassel.

Kroglönsen

mit Brut vernichtet radikal
Rademachers Goldgelb, geschützt
Nr. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt
die Kopfhaut v. Schuppen, befördert
Haarwuchs, vermindert v. Parasiten
Wichtig f. Schnelkinder. Taus. v. A.
erkenntnisse. Fl. à M. 1.— u. 0.50 in
den Drogerien und Apotheken.

Seife. Gostener-Holländer
jaftige u. schmittige Seife
kein Kunstprodukt mehr
9 Pfund nur Mark 3.15
9 Pfd. gelb. Schmelzeife
M. 2.70, 9 Pfd. geruch. Alpenseife
M. 0.75, 9 Pfd. ger. Schmelzeife
ohne Knochen M. 0.30 liefert es
hier unter Nachnahme
Geinrich Kroglönsen, Dorf 1.9. 11

Flechten

miss. u. trockene Schuppenflechte,
akroph. Ekzema, Hautausschläge,
offene Füße

Beinschäden, Beinschwellen, Ader-
beine, böse Finger, alte Wunden
sind oft sehr hartnäckig;
wer bisher vergeblich hoffte
geheilt zu werden, mache noch einen
Versuch mit der besten bewährten

Rino-Salbe
frei von schädl. Bestandteilen,
Dose Mark 1.15 u. 2.25.
Dankschreiben gehen täglich ein.
Nur echt in Originalpackung
weiß-grün-rot und mit Firm-
Schubert & Co., Weinböhla-Dresden.
Fälschungen weisen man zurück.
Zu haben in den Apotheken.

Schneiderlehrling
unter günstigen Bedingungen
ge sucht. G. Demmler,
Schneidermeister, Dattingen.

Gerr Hen-
Sammler von
bereits in sei-
bielt Nachzeit
Einziges war-
her und weis-
Aber dabei i-
An einem kle-
meistens sche-
seines Leben-
Schäferfigur,
sonderem We-
Die Haltung
zeigte, daß e-
gehörte. Und
langen! Er
sich hoch und
zu verjassen
Spur, und er
Jahr um Ja-
nach seiner b-
zeitschriften,
mäßig fast d-
war sicher: m-
reichen. Die
führung, die
Der Gedanke
— so nannte
— ließ keinen
aufkommen.
beunruhigt ha-
von der porz-
ihre Böden
schloß. Zum
langen, aber
nach der Gel-
schwebte Herr
liche Vitrine,
gegen Gefahr
Wieder w-
erfetzten ge-
Berlin eine a-
funden, aber
Damon, und
selben Sünder
Die Eng-

Zweites Blatt zu Nr. 9.

Der Kaiser, wie er ist.

Unter diesem Titel veröffentlicht das Strand Magazine ein Charakterbild Kaiser Wilhelms „von einem, der in intimer persönlicher Beziehung zu dem Kaiser steht.“ Der Aufsatz, der die besondere Billigung des Monarchen selbst erhalten hat, ist der erste Artikel, der mit einer solchen Erlaubnis von einer englischen Zeitschrift veröffentlicht wird. Der Verfasser geht von dem Wort des verstorbenen Marquess von Salisbury aus, der deutsche Kaiser sei der „verkannteste Mann in der Welt“, und spricht diesem Urteil in ziemlich hohem Grade Berechtigung zu. Der Aufsatz spricht ausführlich von der großen Liebe des Herrschers zu England und zum englischen Volke und erinnert besonders an die Verehrung, die er für die Königin Vittoria hegt. „Er sagte einmal zu einer Gruppe von Offizieren, daß die beiden weissesten und besten Herrscher, die jemals lebten, Königin Vittoria und sein Großvater Kaiser Wilhelm I. gewesen seien.“ Bei zwei solchen Großeltern, fügte er mit einem feinsten ausdrucksvollen Lächeln, wie es ihm eigen ist, hinzu, „müßte ich einen erfolgreichen Herrscher abgeben.“ Er bekennt freimütig, daß er diese beiden zu Vorbildern für sein ganzes Leben erwählt habe, daß er sich in schwierigen Lagen fragt, was sie unter den gleichen Umständen getan haben würden, und seine Stellung dann, so weit es in seiner Macht steht, nach ähnlichen Richtlinien bestimmt. „Der Kaiser macht es sich zum Prinzip, mit vielen der gekrönten Häupter in Briefwechsel zu stehen; so wechselt er mit König Georg sehr häufig eigenhändige Schreiben. „Er hat eine Leidenschaft für Briefschreiben und verschmähst die künstliche Hilfe einer Schreibmaschine bei Korrespondenzen von Wichtigkeit. Seine Briefe werden als „wirkliche Briefe“ geschildert, da sie die Persönlichkeit des Schreibers in einem sehr hohen Maße ausdrücken. Er verwendet auf diesen schriftlichen Verkehr die größte Sorgfalt und verbringt häufig ein oder zwei Stunden damit, um einen solchen Brief zu schreiben und umzuschreiben.“ Wilhelm II. ist einer der tätigen Geister in der Welt und wird mit gutem Rechte „Europas beschäftigter Herrscher“ genannt. „Er ist ein Frühaufsteher ersten Ranges; in jedem seiner Paläste ist sein Arbeitskabinett ganz nahe dem Schlafzimmer gelegen, und er ist oft schon zu einer Stunde an der Arbeit, wo Tausende seiner Untertanen sich in ihren Betten auf die andere Seite legen, um noch ein paar Stunden der süßen Ruhe zu pflegen. Er glaubt fest an das alte Sprichwort, daß 1 Arbeitsstunde morgens mehr wert ist, als 2 Stunden des Abends; aber deshalb ist er keineswegs ein Feind der Nacharbeit. Oft schon hat er sich bei seiner Rückkehr aus der Oper kurz vor Mitternacht an die Arbeit gemacht, wenn es noch wichtige Depeschen zu erledigen gab.“ Niemand kann lange in der Nähe des Kaisers sein, ohne zu bemerken, daß die deutsche Marine ihm noch mehr am Herzen liegt, als seine Armee. Der Kaiser ist nicht wenig stolz darauf, daß die deutsche Flotte, die heute in jeder Hinsicht nur unserer eigenen nachsteht, tatsächlich seine persönliche Schöpfung ist, da sie bei seiner Thronbesteigung noch völlig vernachlässigt war. Das Meer übt auf den Kaiser eine geradezu außerordentliche Anziehung aus, und er ist selten so glücklich als an Bord seiner Yacht „Hohenzollern“, wo er alle Staatsorgen von sich wirft, bis zu einem Grade, der an Land ganz unbekannt ist. Er lacht und plaudert mit seiner Umgebung und den Offizieren in der freundschaftlichen Weise und freut sich über lustige Geschichten.“ Der Aufsatz erzählt dann von des Kaisers

Musikliebe, spricht von seinen eigenen Kompositionen und kommt dann auf die ablehnende Stellung des Herrschers dem Frauenstimmrecht gegenüber zu sprechen; er berichtet von einem lustigen Disput zwischen ihm und der Königin Mary. „Der Kaiser erging sich des längeren über die mangelnde Fähigkeit der Frau für das Stimmrecht und fragte stolz: „Was können sie von Politik verstehen?“ „Gerade so viel wie ein Mann von der Einrichtung einer Kinderkrippe und dem Aufziehen der Kinder versteht“, antwortete die Königin ruhig. Die Anspielung wurde von allen Anwesenden recht gut verstanden, denn der Kaiser hatte während seines Aufenthaltes der Kinderkrippe des Prinzen von Wales und seiner jüngeren Brüder eifrige Besuche abgestattet und viele mehr oder weniger lustige Winke für die Erziehung der Kinder gegeben.“ Außer der Musik ist das Malen ein Stedensperd des Kaisers; sein Lieblingsmotiv sind Marines; in vielen englischen Königsresidenzen hängen Bilder von ihm. Besonders erwähnt der Verfasser eine „in kraftvoll impressionistischer Manier“ gemalte Skizze in der einzigartigen Sammlung, die Königin Alexandra und die Kaiserin Marie von Rußland gemeinsam am dänischen Sund in der Nähe von Kopenhagen besitzen. Alle Werke dieser Sammlung sind von künstlerischen Gemälden. „Man erzählt, daß die Schwedern in ihrer Villa weilten, als des Kaisers Beitrag zu ihrer Sammlung eintraf. Sie betrachteten das Bild einige Zeit, lobten es und dann sagte die Königin-Mutter kopfschüttelnd zu der Kaiserin: „Nun müßte ich bloß wissen, was dabei oben und was unten ist?“ Wie mit König Georg verbindet den Kaiser ebenfalls mit seiner hohen Mutter innigste Bande der Freundschaft, und Königin Alexandra hat öfters gesagt, er sei ihr „seit dem Tode Königs Eward mehr als ein Bruder gewesen.“ Auch die engen Beziehungen Cecil Rhodes zu Kaiser Wilhelm werden gestreift und dabei ist eine bezeichnende Geschichte wiedergegeben. Rhodes strebte danach, daß ein kleiner Hafen des Hinterlandes von Deutsch-Südafrika an Großbritannien abgetreten werde; der Kaiser aber blieb diesem Wunsch gegenüber unerbittlich. „Ich will dann einen anderen Weg finden“, meinte Rhodes während des Gesprächs. Der Kaiser sah ihn verwundert an. „Es gibt nur zwei Personen in der Welt, die berechtigt sind, in so bestimmter Weise, ich will, so sagen, und ich bin eine von ihnen“, bemerkte er. „Das ist ganz richtig“, lachte Rhodes, „ich bin die andere.“

C Der Phonograph als Detektiv.

Aus Indianapolis wird berichtet: Der Staatsanwalt, der im Zusammenhang mit der Dynamitverschöpfung Material gegen die der Teilnahme an dem Komplott verdächtigten Personen sucht, macht jetzt bekannt, daß er während der letzten Monate mit Hilfe eines geheimen Phonographen oder Diktaphons jedes Gespräch belauscht hat, das der Präsident der Eisenarbeiter-Gesellschaft, Frank Ryan, in seinem Kontor geführt hat. Der Staatsanwalt ließ zu diesem Zwecke heimlich unter dem Schreibtische des Arbeiterführers den Diktographen aufstellen; der geheimnisvolle Apparat war elektrisch durch Drähte mit einem tieferliegenden Büro verbunden, das die Staatsanwaltschaft gemietet hatte und wo Tag und Nacht Stenographen saßen, um die von dem Diktographen mechanisch reproduzierten Gespräche aufzunehmen. Die Staatsanwaltschaft hatte Grund zu der Annahme, daß der Leiter der Eisenarbeiter-Gesellschaft bei der

Dynamitverschöpfung mitbeteiligt war und es scheint, daß mit Hilfe dieses vom Staatsanwalt angewandten Spionagesystems der Verdacht vollauf bestätigt worden ist. Die Tatsache dieser eigenartigen Form der Überwachung wird jetzt bekannt gegeben, da der Apparat nicht länger in Tätigkeit ist. Der Staatsanwalt Miller äußerte, daß der Diktograph ausgezeichnet funktioniert habe und am Sonntag wurde auch einer Reihe von Reportern gestattet, sich von der Wirksamkeit der Vorrichtung zu überzeugen. Die Zeitungsleute begaben sich in Ryans Zimmer und sprachen miteinander, während zwei Etagen tiefer die Stenographen jedes Wort aufschrieben. Es zeigte sich, daß selbst halblaut geführte Gespräche vollkommen deutlich durch den Diktographen hörbar waren. Der Staatsanwalt lehnte es ab, Einzelheiten über das auf diesem Wege erlangte Beweismaterial mitzuteilen. Das angewandte Verfahren wird nicht von allen Bürgern gebilligt und man macht vielfach, wohl nicht mit Unrecht, geltend, daß die Staatsanwaltschaft unmöglich berechtigt sein könne, einen wegen Mangels an Beweisen nicht verhafteten Bürger auf solchem Wege Tag und Nacht in seiner Privatwohnung zu überwachen.

Die Bergarbeiter-Bewegung.

In den am Sonntag im Ruhrrevier abgehaltenen 40 Zahlstellerversammlungen des christlichen Gewerkevereins wurde die Lage der Bergleute im Ruhrrevier und die Stellungnahme der Gewerkevereinsleitung zu derselben eingehend besprochen. Den Beschlüssen der Bezirkskonferenzen und ihren Vertrauensbedingungen der Gewerkevereinsleitung gegenüber wurde lebhaft zugestimmt. Eine Lohnerhöhung bei der aufsteigenden Konjunktur und der eingetretenen Lebensmittelerhöhung wurde als durchaus berechtigt bezeichnet, wie auch die tatsächliche Abstellung wesentlicher Mängel im Grubenwesen des Ruhrbergbaues. Sehe die Bergarbeiterbewegung sich abermals geklärt, werde die Gewerkevereinsleitung und die Anhänger der christlichen Bergarbeiterbewegung bereit sein, die Forderungen der Bergleute durchzuführen. Vorher aber eine Streikbewegung einzuleiten, sich sogar über den Kopf der Gewerkevereinsleitung in einen Streik hineinzuziehen zu lassen, oder den Streik lediglich als Sympathiestreik für die englischen Bergleute zu führen, lehne man ab. Im Interesse des Friedens im Ruhrgebiet und der Fortentwicklung des Ruhrbergbaues liege es, wenn die Grubenbesitzer den berechtigten Forderungen der Bergleute entgegenkämen und die angekündigte Lohnerhöhung baldigst auf allen Gebieten des Ruhrreviers in einer den Bergleuten erwünschten Höhe eintreten ließen.

Mehrere Versammlungen des christlich-sozialen Bergarbeiterverbandes im Ruhrrevier haben zur augenblicklichen Lage im deutschen Bergbau eine Resolution angenommen, in der es heißt: Einen Sympathiestreik zugunsten der Engländer lehnt die christliche Arbeiterbewegung des Ruhrreviers ganz entschieden ab, weil sie nur dann in einen Streik eintreten kann und will, wenn der Streik im Interesse der deutschen Bergarbeiter notwendig ist und Erfolg verspricht, nicht aber, wenn das Ausland ausschließlich den Nutzen und Deutschland den Schaden haben soll. Sollten die Unternehmer ihren Forderungen in Bezug auf eine angemessene Erhöhung der Löhne nicht nachkommen, so wird die deutsche Bergarbeiterbewegung, wenn sie sich nicht durch einen unzeitgemäßen Kampf ihre Position erschwert, in der Lage sein, sich ihre Rechte zu erkämpfen. In diesem Falle, so erklärte die Versammlung, werde die gesamte Öffentlichkeit in Deutschland auf ihrer Seite stehen.

Die englische sozialistische Partei hat einen Leidenchaftlichen

Aufruf an die Bergarbeiter erlassen, worin die Bergwerksbesitzer als Sklavenhalter hingestellt werden, die die Bergleute ausbeuten und sie hinhorden. Der Aufruf fordert die Arbeiter dringend auf, jede Vermittlung und jede schiedsgerichtliche Entscheidung zu verwerfen und keine bindenden Verträge einzugehen, sondern sich um jeden Preis die Freiheit des Handels zu wahren. Den Ar-

Damon und Phyllis.

Humoreske von D. Kitzinger.

Herr Theodor Theobald Wlaskow in Dresden war Sammler, Sammler von allem Porzellan. Ganze Schränke voll hatte er bereits in seinen Besitz gebracht, herrliche Stücke darunter. Er hielt Fachzeitschriften und tauschte und kaufte fortwährend. Voll Entzücken wanderte er täglich an seinen Glaschränken hin und her und weidete sein Auge an den Schätzen, die sie enthielten. Aber dabei nagte doch stets ein heimlicher Kummer an ihm. An einem kleinen Schränkchen mit einer Glastür hing Herr Theobald meistens schon vorüber: hinter dieser Tür schliefte der Kummer seines Lebens ein von der Welt abgeschlossenes Dasein, eine Schächerfigur, altmännlicher Arbeit, dem Zeichen nach ganz besonderem Wert, ein entzückendes Stück, aber eben nur eins! Die Haltung der Figur, der feinsten gezeigte zierliche Kopf zeigte, daß eine Ergänzung in Gestalt einer Schächerin zu ihr gehörte. Und diese Schächerin konnte Herr Theobald nicht erlangen! Er hatte den Schächer von einem Antiquar gekauft, der sich hoch und feier verhielt, hatte ihm auch die Schächerin zu verschaffen. Er sei der Verschwendung bereits auf der Spur, und er werde keine Mühe scheuen, sie zu erlangen. Doch Jahr um Jahr verging, und der Schächer schmachtete vergeblich nach seiner besseren Hälfte. Herr Theobald inserierte in Fachzeitschriften, vergebens! Der einsame Schächer vergällte ihm allmählich fast die Freude an seiner herrlichen Sammlung, denn das war sicher: mit dem Schächerpaar würde sie erst ihre Krönung erreichen. Diese Feinheit der Formen, diese Zartheit der Ausführung, die entzückenden Farben — einfach unübertrefflich! Der Gedanke an die einsam in der Welt umherirrende Phyllis — so nannte Herr Wlaskow die Schächerin in seinen Gedanken — ließ keinen Genuß an Damon, wie er die Figur gekauft hatte, aufkommen. Herr Theobald, den die lebende Weiblichkeit nie beunruhigt hatte, er, der geschworene Junggeselle, träumte häufig von der porzellanenen Phyllis, streichelte ihre Wangen, liebte ihre Schenkel und war beim Erwachen regelmäßig ganz melancholisch. Immer wieder machte er Versuche, die Schächerin zu erlangen, aber umsonst. Damon würde wohl ewig vergeblich nach der Gebieterin seines Herzens schmachten müssen. Oft schwebte Herrn Theobald ein hübscher Anblick vor: eine zierliche Vitrine, in der das Schächerpaar zur Schau stand, geschickt gegen Gefahren, eine Augenweide für den glücklichen Besitzer. Wieder war eine vage Hoffnung auf die Erlangung der Gebieterin geschleiert. Wohl hatte ein Antiquitätenhändler in Berlin eine altmännliche Schächerin mit demselben Zeichen aufgefunden, aber — o weh — sie war drei Zentimeter höher als Damon, und sie wandte ihr Haupt mit dem blumengeschmückten Hals. Dämon von Damon ab!

Die Englische Ausstellung lenkte Herr Theodor Wlaskow

Gedanken zum Wina wohlthätig ab, und als gar ein jugendlicher, ein Fabrikant von Sportartikeln, der zu den Ausstellern gehörte, ihn aufsuchte, wurde er ganz fabel. Er hatte Fritz Wandmann so lange nicht gesehen. Der Fabrikant logierte bei seiner Waise, einem kleinen Fräulein, das in derselben Straße wohnte wie Herr Theobald. Einmal kam Fritz Wandmann schon am frühen Morgen, um seinen alten Freund zu einem Vummel durch die Ausstellung abzuholen, und während sich Theobald fertig machte, ergab sich der Fabrikant an den herrlichen Porzellanen. Und da empfing ihn der Freund den großen Kummer seines Lebens, da erzählte er ihm das geheimnisvolle Schränkchen, zeigte mit nehmendem Stolz den Schächer und erzählte, was für unerhörte Anstrengungen er bereits gemacht hatte, um das Gegenstück zu erlangen. Und er war nicht wenig empört, als Fritz Wandmann in ein homerisches Gelächter ausbrach. Herr Theobald Wlaskow hatte nicht viel für den Sport übrig. Er war niemals ein guter Turner gewesen, er konnte weder schwimmen noch rudern, er rodelte nicht und er spielte nicht Fußball. Aber daß der Sport so herabzu auf den Charakter wirkt, das hatte er bisher doch nicht geglaubt. Der Mensch, der sich sein Freund nannte, konnte lachen, lachen über das, was ihm das ganze Dasein trübte! Tief gekränkt stieß er heraus: „Ich begreife nicht, was dabei zu lachen ist, und ich bedaure, daß ich dir überhaupt die Figur gezeigt habe. Du hast ja offenbar keine Ahnung davon, was —“ „Über Jungs, lieber Junge — hahaha — nein, das ist ja einfach — wenn man da nicht lachen soll! Sag' mal, wie lange wohnst du eigentlich schon in dieser Straße?“ „Um Gotteswillen, der Fritz ist verblödet geworden, argumentierte Herr Theobald und wich langsam ein paar Schritte zurück. Aber da ihm bekannt war, daß man solche Kränke nicht zeigen soll, gab er ganz sanft zur Antwort: „Wie lange ich in dieser Straße wohne, lieber Fritz? Nun, so beiläufig fünfzehn Jahre. Schon als ich mein Geschäft noch hatte, wohnte ich hier.“ „Hahaha — es ist einzig, geradezu einzig! Meine Waise wohnt zehn Häuser weit von dir, auch schon seit mindestens zehn Jahren, und sie — hahaha — sie besitzt das Gegenstück zu deinem Schächer!“ „Nun, Fritz, ist das wahr? Wirklich und wahrhaftig?“ „Ja, ich verheiß nicht viel von Porzellan, aber daß dieser junge Fant und das Dämonchen meiner Waise zusammengehören, dafür müßt' ich meine Hand ins Feuer legen!“ „Welches Glück! O — ich muß sofort — nicht wahr, Fritz, du begleitest mich sofort zu deiner Waise? Sie muß mir die Schächerin — sag' mal, ist sie — ich meine, ist das Fräulein sehr reich?“ „Sehr reich? Das kann man nicht behaupten. Aber sie hat zu leben.“ „Dumm, zu dumm! Aber einerlei, ich gebe ihr, was sie verlangt. Ich bin zu jedem Opfer bereit. Ist sie Sammlerin? Darum kommt's ja in erster Linie an.“

„Nein, nicht gerade Sammlerin. Aber sie hat doch manches hübsche Stück, und auf die Schächerin ist sie besonders stolz. Ich bezweifle sehr, daß sie —“ „Schnell! Ich kann das gar nicht hören. Laß uns lieber so schnell wie möglich — ich muß mich doch erst selbst überzeugen, ob die Phyllis —“ „Wer? Meine Waise heißt Verta Molodtzev.“ „Ach, ich meine ja nicht deine Waise, ich meine die Schächerin. Weist du, Phyllis, das ist doch so ein Schächerinnenname. Meinen Schächer hab' ich Damon genannt. Also ich muß erst Gewißheit haben, daß die Phyllis wirklich die richtige ist. Das andere wird sich dann schon finden.“ „Es fand sich aber nicht. Phyllis war zwar die richtige, aber Fräulein Verta Molodtzev war durchaus nicht gewillt sie herzugeben. Sie ist mir um keinen Preis feil, Herr Wlaskow, so erklärte sie. „Die Schächerin ist ein teures Andenken. Gegenso gut könnte ich verlangen, daß Sie mir Ihren Schächer verkaufen.“ Diese letzte Bemerkung klang etwas spitz, aber Herr Theobald war nicht empfindlich und versuchte mit allen möglichen Gründen die Besitzerin seiner Phyllis zu erweichen. Vergebens. Zuletzt sagte er: „Sie können ja, so oft Sie nur wollen, zu mir kommen und sich an dem Pärchen erfreuen. Es wird mir stets eine Ehre sein. Und ich vermache Ihnen die Figuren in meinem Testament. Ich bin ja viel älter als Sie, und ich habe jeden Winter einen tüchtigen Husten. Ich glaube nicht, daß ich sehr alt werde.“ „Ach was, wer lange hustet, lebt lange, sagt man. Und sie glauben doch nicht im Ernst, daß ich einen unberateten Herrn in seiner Wohnung besuche. Viel eher können Sie dann und wann zu passender Stunde mir, das heißt, dem Schächerpaar, einen Besuch machen. Sie werden mir immer willkommen sein, und ich zahle Ihnen gern auch einen hohen Preis für den Schächer. Ja, das ist' ich.“ Fritz Wandmann hörte diesem Gespräch mit innigem Vergnügen zu. Und es wiederholte sich noch oft. Fräulein Verta ging gern mit den beiden Herren aus, aber noch begablicher fand's Herr Theobald, wenn er mit seinem Freund eine Tasse Tee bei Verta Molodtzev trinken durfte. Er fühlte sich außerordentlich wohl in der Gesellschaft des munteren, netten Fräuleins, das so gar nichts Affingierliches an sich hatte und das so zierlich und hübsch war, wie, nun, beinahe wie eine Porzellanfigur. Das war in Herrn Theobalds Mund das höchste Lob. Eines Tages machte Fritz Wandmann seinem Freund einen Vorschlag: „Sag' mal, ich müßte, wie du zu deiner ersuchten Phyllis kommen könntest. Heirate meine Waise, das ist die beste Lösung.“ Herr Theobald erwiderte lebhaft: „Das hab' ich auch schon gedacht, aber ich weiß doch nicht, ob sie will. Du müßt' mal ein bißchen forschen.“ „Und Fritz Wandmann forschte, und Fräulein Verta wollte. Ehe Fritz abreiste, konnte er noch an dem Verlobungsfeiern teilnehmen. Es wurde bei Fräulein Verta gefeiert in Gesellschaft verschiedener Verwandten und Bekannten, und Herr Theobald hatte den

betterfähren wird dringend geraten, ohne Abstimmung der Arbeiter kein Abkommen zu treffen.

In Aldershot ist ein Mann verhaftet worden, der zwei Soldaten zu verbrecherischen Handlungen zu verleiten suchte und Flugblätter verteilte, worin die Soldaten aufgefordert werden, mit den Ausländischen gemeinsame Sache zu machen, und wenn ihnen befohlen würde, auf die Ausländischen zu feuern, dem Befehle nicht nachzukommen. Der Londoner Star schreibt, er sei zu der Erklärung ermächtigt, daß die Bergwerksbesitzer von Schottland, Durham, Northumberland und den mittelländischen Grafschaften einschließlich Lancashire und Yorkshire sich nicht nur mit einem Mindestlohn bei außergewöhnlichen Ortsverhältnissen, sondern auch grundsätzlich mit einem Mindestlohn einverstanden erklärt hätten. Die Bergarbeiter hätten dieser Ausnahme zugestimmt. Die Bergwerksbesitzer wollten den Premierminister Asquith von diesem beträchtlichen Fortschritt zum Frieden, wenigstens was England und Schottland betreffe, benachrichtigen.

Die Bergleute einiger Distrikte haben eingewilligt, daß im Falle des Ausstandes eine genügende Anzahl Arbeiter zurückbleibt, um die Gruben vor dem Verlaufen zu bewahren.

Kohlenmangel in England.

150.000 Eisenbahner mußten ihre Arbeit einstellen, da Kohlenmangel vorherrschte. Der Verkehr der Personenzüge ist eingeschränkt, teilweise verkehren nur noch ein Drittel oder die Hälfte der Züge. Auch der Güterverkehr mußte außerordentlich herabgesetzt werden.

Die Konferenzen der Regierung mit den Grubenbesitzern einerseits und den Bergarbeitervertretern andererseits dauerten gestern den ganzen Tag fort. Die Stimmung war gestern etwas hoffnungsvoller, obgleich noch nichts Bestimmtes über den Verlauf der Verhandlungen bekannt ist. Gerüchtwiese verlautet, es sei eine gütliche Beilegung des nationalen Streiks zu erwarten. Die Regierung soll den Grubenbesitzern mit der gefälligen Einführung eines Mindestlohnes gedroht und dadurch ihr Nachgeben bewirkt haben. Mittlerweile dehnt sich der Streik in den Grubenbezirken aus. 28.000 weitere Bergarbeiter legten gestern die Arbeit nieder und falls kein Waffenstillstand erfolgt, werden heute weitere 100.000 folgen. Die Spannung ist hochgradig. Große Menschenmengen belagern das Palais des Ministerräsidenten in London, in dem die Verhandlungen stattfinden.

* Flitterwochen im Unterseeboot.

Es ist natürlich die eigenartige Laune eines amerikanischen Millionärs, daß er seine Hochzeitsreise in einem Unterseeboot machen und seine Flitterwochen zum Teil unterhalb des Meerespiegels des Stillen Ozeans verbringen will. Der eigenartige Hochzeiter ist der Colonel Fleming, ein sehr reicher Mann, der mit einer nicht minder reichen Dame Edith Glover, der Tochter eines Chicagoer Glasfabrikanten, am 15. März in den Stand der heiligen Ehe treten wird. Er hat es sich mehr als vier Millionen Mk. kosten lassen, um das erste Unterseeboot, das zum Vergnügen eines Privatmannes konstruiert wird, erbauen zu lassen, denn bisher hatten die Millionäre sich mit Luxusjachten über dem Wasser begnügt und den großen Staaten das kostspielige Vorrecht überlassen, ihre Flotte mit Unterwasserfahrzeugen auszurüsten. In der amerikanischen technischen Rundschau, „The Engineering World“ wird dem Luxusunterseeboot des Colonels eine eingehende Besprechung gewidmet. Das Schiff, das den Namen „The Mystericus“ führt, hat einen Gehalt von 600 Tons und eine Mannschaft von fünfzehn Seeleuten. Außerdem werden sich neben Herrn und Frau Fleming noch ein Arzt, sechs Gäste, die die Hochzeitsreise mitmachen, ein Koch mit seinem Gehilfen, ein Haushofmeister, ein Kammerdiener, eine Kammerfrau und ein Mädchen für alles an Bord befinden. Das Heim, in dem die jungen Eheleute sich häuslich einrichten werden, besteht aus einem geräumigen Schlafzimmer, einem Eßraum, in dem bequem für acht Personen gedeckt werden kann, einem Salon, Rauchzimmer, Bibliothek, Badezimmer und Ankleideraum. Die Gäste haben drei Schlafzimmer zur Verfügung, jedes mit Badezimmer. Kapitän und Arzt haben ihre eigenen Kabinen. „Der Geheimnisvolle“ hat bereits in Dänland in Kalifornien die Taufe empfangen und durch kurze Fahrten seine Seetüchtigkeit bewiesen. Die Räume sind auf das luxuriöseste eingerichtet und besonders die Zimmer des Ehepaares sind wahre Schmuckstücke an Eleganz und modernem Komfort. Auf nichts werden die Jungvermählten verzichten müssen, wenn sie am Abend ihrer Hochzeit in die fahlen Wogen des Meeres tauchen. Miß Glover, die eine große Musikfreundin ist, hat im Salon ihren Flügel, und auch ihre Geige und ihre Harfe wird sie mitnehmen, um musikalische Soireen unter dem Wasser zu veranstalten. Nun werden die Hochzeitsreisenden freilich nicht beständig die Tiefe des Meeres auf ihrer Fahrt aufsuchen, sondern das Schiff macht, wie jedes Unterseeboot, einen großen Teil des Weges an der Oberfläche des Wassers; das Schiff hat einen viel geringeren Tiefgang als die Unterseeboote der Kriegsmarine, die sich nur wenig über das Wasser erheben. Die große und geräumige Kommandobrücke gewährt Raum für angenehme Spaziergänge. Auch die Schnelligkeit des Luxusfahrzeuges ist größer als gewöhnlich und alle Sicherheitsmaßregeln sind in umfassender Weise getroffen, um die Möglichkeit eines Unglücks völlig auszuschalten. „Der Geheimnisvolle“ wird von San Francisco aus seine Reise antreten, und zwar begibt er sich nach dem Golf von Monterey, wo der Colonel ein schönes Schloß und eine prachtvolle Besitzung sein eigen nennt. Miß Glover aber kann stolz versichern, daß sie eine Hochzeitsreise macht, wie keine ihrer Freundinnen, und es wird das Glück ihrer Flitterwochen erhöhen, wenn sie dem Kapitän den Befehl gibt, die Luken zu schließen und 25—30 Meter in die Tiefe hinabzutauschen. Dann kann sie sich in der tiefen Stille und Einsamkeit an den Flügel setzen und im strahlenden Lichte ihres Salons die Gäste zu einem intimen Konzert um sich vereinen.

Damon mitgebracht, und er stand neben seiner wiedergeborenen Pallas und schmachtete sie ärtlich an. Und Pallas lächelte so süß wie immer, und Herr Theobald und Fräulein Verla strahlten. Fritz Vandemann aber konzentrierte im stillen, daß die neuen Brautleute genau so verliebt aussehien wie das ältere Ehepaar.

Die Wahrheitswette.

Humoreske von F. v. Schiller.

„Und ich behaupte, daß dies gar nicht möglich ist und daß er dadurch sogar in vielen Fällen gegen die Pflichten des guten Tons und der gesellschaftlichen Wohlstandigkeit verstoßen würde!“

„Dann müssen die Menschen eben die Wahrheit vertragen lernen.“

„Was ist aber Wahrheit?“

„Wobon ich überzeugt bin — ich muß also unter allen Umständen stets meine Ueberzeugung aussprechen!“

„Deine Ueberzeugung ist keine objektive Wahrheit, sie ist nur ein Urteil, und das kann falsch sein. Du sprichst daher mit deiner Ueberzeugung oftmals lediglich eine Unwahrscheinlichkeit aus und bist, wo du wahr sein willst, bloß grob!“

„So bist du der Meinung, daß der Mensch lügen soll?“

„Göflich sein heißt nicht lügen.“

„Es ist Heuchelei, und Heuchelei ist Feigheit!“

„Ich weite um 100 Mark, daß du den Versuch nicht drei Tage durchzuführen kannst.“

„Gut — ich halte die Wette!“

„Du verpflichtest dich also von morgen früh 6 Uhr an drei Tage lang ohne Rücksicht auf Personen und Folgen stets nur zu sagen, was du innerlich denkst?“

„Ich antwortete „Ja“ und reichte meinem Freunde Schwarz zur Befestigung der Wette die Hand.“

Als ich am andern Morgen Kaffee trank, sprach mein Intimus Peter Müller unterwartet bei mir vor.

„Gör mal, Hans, mein neuestes Gedicht“, rief er schon von weitem. „Das Resultat einer schlaflosen Nacht — darf ich es dir vorlesen?“

Ich war sonst immer so sehr mich diese Vorlesungen langweilten, ein geduldiger Zuhörer gewesen. Heute aber erwiderte ich, meines eigenen Entschlusses und meiner Wette eingedenk: „Offengefanden, ich mache mir nicht viel daraus.“

„Hörst du die Augenbrauen in die Höhe. Aber nach Art aller Vorleser war er von jähem Gemütsbeschaffenheit und sagte, seines Triumphes sich im Voraus bewußt: „Ich weite, du wirst hinterher anderer Meinung sein.“ Und er donnerte los.

„Na, was sagst du zu dem Poem?“ erkundigte er sich stolz, als er die letzte der achtzeiligen Strophen hinter sich hatte.

Ich zuckte verlegen die Achseln.

„Es gefällt dir doch?“

„Ganz und gar nicht.“

„Du hast mir doch immer erklärt, meine Gedichte hätten deinen Beifall.“

„Da habe ich gelogen“, bekannte ich entschlossen. „Und das will ich nicht mehr. Wir könnten viel mehr zur Abstellung unserer Schwächen tun, wenn wir uns gegenseitig keinen blauen Dunst vormachen.“

„So — du hast mir also blauen Dunst vorgemacht? Und meine Verse taugen nichts?“

„Sie sind schwach und wässerig — du tätest besser, das Dichten zu lassen.“

„Hörst du, Hans, auf.“ „Genug“, rief er, „du häuflst Beleidigung auf Beleidigung! Zum Glück kenne ich mein Genie!“ Und ohne Gruß stampfte er zur Tür hinaus.

Betrübt schaute ich ihm nach. Er war mein bester Freund es ward mir schwer, ihn zu entbehren. Während des ganzen Vormittags war ich unruhig und bedrückt, mir war, als hätte ich eine schwere Schuld auf meine Seele geladen. Ich wußte — ich hatte ihm ja das Herz gebrochen, und er war ein so seelenreicher Mann! Aber der Wahrheit muß man eben Opfer bringen.

Um mich abzulenkten, besuchte ich mittags meine Tante Lotte. Sie war meine Erbtante und liebte mich ärtlich. Sie war herzensgut, aber eine Kimpelstube vom reinsten Wasser. Sie fühlte sich glücklich in der Rolle einer Märtyrerin des Leidens. Ich fand sie mit verbundenem Kopf, die Füße auf einer Wärmflasche, ihre Nase auf dem Schloß.

„Gut, daß du kommst, Hans — 's geht heut fast zu Ende mit mir; Sieh mich an, nicht wahr, ich sehe schlecht aus?“

„Du bist das Bild stöckender Gesundheit!“

Sie blinzte mich tiefverlezt an. „Du weist doch, was ich zu ertragen habe, lieber Junge. Du bist Arzt — sag mir ganz offen, was mir fehlt.“

„Gar nichts — all dein Kranksein ist reine Einbildung.“

Sie starrte mich so entsetzt an, als hätte ich ihr Augenlicht mit dem Tod verlinket. „Wenn du das behauptest, so verzeihst du gar nichts“, rief sie zornig. Nach einer Weile beruhigte sie sich ein wenig, erzählte mir, sie denke in den nächsten Tagen Tante Rosa zu besuchen und fragte, ob ich ihre Minette (die Kasse) währenddessen behalten wolle.

„Du bist immer so gut zu ihr gewesen“, sagte sie mit einem gärtlichen Blick auf das Kästchen. „Nicht wahr, du hast sie recht lieb?“

„Gern hätte ich ja gesagt, um die gute Tante zu versöhnen, aber die Wette und mein Voratz.“

„Ich kann sie nicht austauschen“, versetzte ich deshalb mit Festigkeit.

„Aber sie ist doch ein so liebes und schönes Tier.“

„Schön? Das Urbild der Gäßlichkeit und Falschheit ist sie — und du sollst sie vergiften lassen.“

„Das war meine Ueberzeugung — aber ich mußte mich so schnell wie möglich aus dem Staube machen, nachdem ich ihre

Ausdrück verliehen, denn Tante Lotte vergaß alle ihre Gebrechen und fuhr wie eine Raschegöttin auf mich los —

„Die Erbschaft ist zum Verloren“, knurrte ich, als ich das Haus verließ. „Aber ich habe doch die Wahrheit gesagt!“

Abends eilte ich zu Gerda, meiner lieben kleinen Braut. Sie sollte mich trösten in meiner Verstimmlung. Leider fand ich sie nicht allein, die Familie hatte einige Gäste geladen. Gerdas Bruder Robert, der Konfektbäcker, sah am Klavier und arbeitete an einer Sonate von Beethoven. Robert galt seinen Eltern und Geschwistern für ein großes musikalisches Genie, und alle Bekannten und Verwandten halfen redlich mit, den jungen Mann und die Seinen in diesem Wahn zu bestärken. In der Tat aber besaß er nur ein recht mäßiges Talent und lieferte dafür heute wieder den Beweis.

Trotzdem brach alles in entsetzlichen Weisfall aus. Ich allein streifte, meiner Wette und meines eigenen Entschlusses mir bewußt. Kein Wunder, daß alle erstaunt mich ansahen.

„Über Hans, hat dir die Sonate nicht gefallen?“ fragte mich Gerda verwundert.

„Die Sonate schon —“

„Aber das Spiel nicht?“

„Aufrichtig gesprochen, nein.“

„Was? Das Spiel Roberts?“ rief meine zukünftige Schwiegermutter entsetzt. „Wie hat er so entsetzend gespielt wie heute!“

„Gestern hast du selbst noch gesagt, er habe das Zeug zu einem ausgezeichneten Künstler in sich“, meinte Gerda vorwurfsvoll.

„Da habe ich nicht die Wahrheit gesagt —“

„Oho“, rief mein künftiger Schwiegervater, „willst du etwa sagen, er sei ein Stümper?“

„Das nicht — er spielt ganz leidlich — aber größeres Talent besitzt er nicht —“

Ich will lieber schweigen von dem, was nun folgt. Ein Wort gab das andere. Gerda weinte heftig und wollte nichts mehr von mir wissen, ihre Eltern waren aufgebracht, Robert figierte mich verzüchtlich, die Gäste starrten sich in lächeliger Verlegenheit an — genug, eine halbe Stunde später stand ich vor der Tür und konnte mein Glück von draußen betrachten. Dabei kam ich mir nicht einmal wie ein moralischer Zeugnishaar, sondern weit eher wie ein Flegel und Grobian vor. Und in der Tat — war das Bewußtsein so untergeordnete Wahrheiten gesagt zu haben, die Opfer wert, die ich dafür gebracht, und den Kummer, den ich im Herzen guter Menschen angerichtet?

Nach einer schlaflosen und unglücklichen Nacht war am andern Morgen mein erster Gang zu meinem Freunde Schwarz. Verwundert sah er mich kommen, denn er lag noch im Bett. Ohne ein Wort zählte ich ihm die 100 Mark auf das Kissen.

„Wie — du gibst deine Wette schon verloren?“

„Sie kostet mich innerhalb 24 Stunden meinen besten Freund, meine Erbschaft und meine Braut — ich glaube damit der Wahrheit Opfer genug gebracht zu haben. Jetzt fange ich wieder an zu lügen und will nur hoffen, daß es mir gelingt, alles wieder zu rechtzulügen, was ich durch die Wahrheit aus der Ordnung gebracht habe! Guten Morgen!“

Ein hundertjähriger Schütze.

In Freiburg a. d. Elbe beging die gesamte Bürgerschaft den 100. Geburtstag des ältesten Einwohners, des Schneidermeisters Dudenhoff. In höherem Alter bereits legte Dudenhoff das Schneiderhandwerk nieder und wurde Totengräber in seiner Gemeinde. Vor etwa 10 Jahren kaufte er sich im Freiburger Wertshaus (Armenhaus) ein, wo ihm bis zu seinem Lebensende Wohnung und Unterhalt bewilligt wird. Der alte Dudenhoff ist seit 64 Jahren Mitglied der Freiburger Schützengilde, die ihm eine monatliche Rente von 3 Mk. gewährt hat. Der alte Schütze ist noch frisch und munter, nur Gehör und Gesicht haben etwas gelitten, doch macht er noch täglich Spaziergänge, die er bis 14 Kilometer ausdehnt.

Gastronomische Eigenheiten großer Männer.

Byron pflegte weder zu frühstücken, noch zu Abend zu essen. Was er sein Mittagbrot nannte, bestand hauptsächlich aus Chateaufe, der so alt sein mußte, daß er auseinanderfiel, aus rotem Kohl und Gurken. Vom Käse, den er mit Me oder Eider feuchtete, ah er am meisten; nach Tisch trank er Wein oder Whisky; Tee genoss er stark oder in Menge. — Lessings Lieblingsgericht waren Linsen.

Schiller ah Schinken gern und beinahe täglich, dabei trank er wenig. — Wieland liebte, wie die Kinder, Kuchen und Gebäckes. Wie herrlich ihm eine Forelle aus dem Zillertale geschmeckt, wußte er noch nach Jahren zu rühmen. In seinem Alter trank er nach Tisch ein Glas Rirschwasser. — Alopod gehörte mehr zu den deutschen Feinschmeckern; er schmeckte, wenn er eine Trübsalstafel, einen Rads oder eine Lachsforelle vor sich sah. Dazu trank er guten Rheinwein, den er jedoch in späteren Jahren mit einer Flasche Bordeaux vertauschte — genüsslicher war der Philosoph Kant; seine Hauptgerichte bestanden in Rüben und Sped, Limonen, Erbsen mit Schweinsfüßen und Badost. Drei Stunden, von ein bis vier Uhr, waren ihm auch nicht zu viel, um sein Mittagessen mit philosophischer Ruhe zu genießen.



Der Durchbruch des Jungfrau-Tunnels.

Mit dem in der vorigen Woche erfolgten Durchschlag des Jungfrau-joch-Tunnels ist die wichtige Etappe der Jungfrau-bahn glücklich beendet worden. Fast 16 Jahre sind verflossen, seit der geniale Urheber des gegenwärtigen Jungfrau-bahnprojektes, Guner-Zeller, auf der kleinen Scheidegg den ersten Spatenstich zu dem fernen Unternehmen tat und dabei die Hoffnung aussprach, in fünf Jahren auf dem Ziel, auf dem stolz herüberleuchtenden Gipfel der Jungfrau, zu stehen. Das Schicksal war härter als der Wille des Menschen, Guner-Zeller hat den Triumph seines Wertes nicht mehr erlebt, aber auch nicht die anfänglichen Enttäuschungen seiner Nachfolger. 1899 wurde das erste Reilstück der Bahn bis zur Station Eigergletscher, 1903

bis zur Eigergwand und 1905 die Station Eismeer eröffnet. Bei der neu zu erbauenden Station Jungfrau-joch wird am Ausgang des neuen Tunnels als Aussichtspunkt ein über dem Tunnel liegendes, ebenes Schneefeld hergerichtet, von dem man nach allen Seiten einen freien Blick in die umliegende großartige Gletscherwelt genießt. Unmittelbar im Westen steigt die Südwand der Jungfrau empor, daneben die riesigen Eisabstürze des Ranzberges, gegen Süden überblickt man den gewaltigen Meischgletscher. Noch mehr als die Station Eismeer wird das Jungfrau-joch der Ausgangspunkt für Gletscherwanderungen und Hochtouren werden, da durch die das große und gefährliche Hindernis, der zerflütelte Grindelwald-feldjoch, umgangen wird.

Me ihre Gebrechen
ich, als ich das
gefragt!
leinen Braut. Sie
eider fand ich sie
geladen. Gerdas
hier und arbeitete
einen Eltern und
ie, und alle Be-
en jungen Mann
In der Tat aber
eserte dafür heut
Beifall aus. Ich
emen Entschlusses
mich anzuhaben.
en?" fragte mich
künftige Schicksal.
spielt wie heute!
de das Zeug zu
nte Verda vor-
„Willst du etwa
größeres Talent
folgt. Ein Wort
nichts mehr von
ert fixierte mich
Verlegenheit an
vor der Tür und
bei kam ich mit
sondern weit eher
Tat — war das
zu haben, die
mer, den ich im
cht war am an-
reunde Schwarz,
h im Welt. Ohne
iffen.
a besten Freund,
amit der Wahr-
ch wieder am zu
alles wieder zu-
er Ordnung ge-
chütze.
e Bürgerschaft
des Säbner-
legte Doden-
e Totengräber
kaufte er sich
so ihm bis zu
bewilligt wird.
lied der Frei-
e Rente von
noch frisch und
geklitten, doch
bis 14 Kilo-
en
Männer.
ch zu Abend
stand haupt-
dah er aus-
t. Vom Käse,
am meisten;
enoh er stark
waren Vinsen.
täglich, dabei
Kinder, Ru-
Forelle aus
den Jahren zu
ein Glas
den deutschen
spastete, einen
tant er guten
er einer Flasche
er Philosoph
und Sped.
addolt. Drei
auch nicht zu
Ruhe zu ge-

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

Das Jubiläum.

Ergänzung von Karl Orth.



Da sie gesehen, daß der Vater seinen Platz be-
reits beendete hatte, war sie ganz ins Zimmer ge-
schlüpft und hatte, in häuslicher Zärtlichkeit seinen
Nacken mit beiden Armen umschlungen. In Sylvesters
Hergemuths Antlitz zeigte es sich, während er
ihre Liebkosungen über sich ergießen ließ, und nach
einer kleinen Weile drängte er sie leicht von sich hinweg.
„Was ist da zu gratulieren, mein Kind? — Daß
mir der Himmel bis heute das Leben geschenkt und daß
die Firma Wallwarth mich so lange in meiner Stellung
beschäftigt hat — sind das vielleicht Verdienste, auf die
ich mir etwas einbilden dürfte? — Die Leute da
unten meinen es sicherlich recht gut, aber ich weiß dem,
der sie zu ihrem Stande angeklagt hat, wahrhaftig
wenig Dank.“

„Nein, so darfst du nicht sprechen, Väterchen! —
Für einen einzigen Tag mußt du schon einmal wohl
oder übel deine allzu große Bescheidenheit ablegen und
mußt den anderen das Vergnügen lassen, dich nach
Gehöhr zu feiern. — Es würde dir ja auch jetzt gar
nichts mehr helfen, wenn du dich dagegen sträuben
wolltest, denn man wird dich schließlich um deine Zu-
stimmung befragen. Diese mußst du schließlich
ihm ja nicht die einzige, die man dir für deinen heutigen
Ehrentag zugebacht hat.“

Mit allen Anzeichen einer wachsenden Aufregung
begann Sylvester Hergemuth in dem kleinen Zimmer
umherzugehen.

„Das wußtest du, Helene, und du hast mir nichts
daran gesagt? — Wenn du mir auch nur die kleinste
Andeutung gemacht hättest, so würde ich Himmel und
Erde in Bewegung gesetzt haben, um es zu verhindern.
Denn ich habe keine Veranlassung, stolz und fröhlich zu
sein, weil heute fünfzigwärtzig Jahre seit meinem
Eintritt in das Kontor der Firma Wallwarth vergangen
sind. Und ich will nicht, daß Zufallens davon gemacht
wird — ich will nicht! Es soll ein Tag sein wie alle
anderen. Herrgott — man kann einen Menschen doch
nicht zwingen, Feste zu feiern, die für ihn keine sind!
— Man kann ihn doch nicht dazu zwingen!“

Mit großen, erschrockenen Augen blickte Helene auf
den Vater. So zornig und so erregt hatte sie den
stillen, wortlosen Mann kaum je gesehen. Und es
war wie mühsam zurückgehaltenes Weinen in ihrer
Stimme, als sie sagte:

„Wenn ich es nur begreifen könnte, was dich so
unmüßig macht! — Daß deine Kollegen und die beiden
Herren Wallwarth dir ihre Liebe und ihre Achtung be-
zeugen wollen — darin ist doch nichts, das dich ver-

on dem Raseln und Lärmen der Beden-
uhr aus unruhigem Schlummer empor-
geschreckt richtete sich Sylvester Hergemuth
in den Sessel auf. Fast und matt schloß
sich das Licht des trüben herausdämmern-
den Tages durch den Spalt zwischen
den Fenstervorhängen in das einsame
Schlafzimmer. Von dem Turm der nahen Dreifaltigkeits-
kirche schienen sie sieben, und auf dem benachbarten Gabel-
grundstück begannen pünktlich wie immer die großen
Dampfmächinen ihr geräuschvolles Tagewerk.
Mit einem tiefen Seufzer schloß sich Sylvester Hergemuth
das wirre, schon ergrauende Haupthaar aus der
rechten Stirn. Allgemach schwand die Spannung
und Verwirrung, die der letzte quälende Traum darauf
zurückgelassen, aus seinem Gemüth, und ein Ausbruch
müder Traurigkeit trat an ihre Stelle. Ein paar
Sekunden lang lauschte er der Erwachte, ob sich draußen
etwas regte, dann verließ er sein Lager, um ruhig,
wie immer, die einsame Morgenstille zu beenden.
„Wenn sie es nur vergehen möchten,“ sagte er
halb laut vor sich hin, während er vor dem Spiegel
die Kravatte befestigte. „Wenn nur niemand daran
dächte!“

Er war eben im Begriff, den abgetragenen Kontor-
rock anzulegen, als ein unerwartetes ihn zwang, wie
in beständigem Erschrecken die Arme kraftlos sinken zu
lassen. Aus der Tiefe des schmalen Hofraumes herauf,
nach dem sich das Fenster des Schlafzimmers öffnete,
klang es von einem gut gekleideten Chöre kräftiger
Männerstimmen: „Die Himmeln des ewigen Ehre —“

Und Sylvester Hergemuth hob keinen Zweifel über
die Bedeutung dieses ungewöhnlichen Morgenrufes.
Noch tiefer schienen die Schatten der Traurigkeit sich
über sein vorzeitig gealtertes Gesicht zu breiten, und
schlaftrunken als zuvor sank seine magere Gestalt in sich zu-
sammen.

Da wurde ein heftiges Pochen vernehmlich, und
noch bevor Hergemuth hatte „Herrin!“ rufen können,
schob sich ein allerliebster dunkler Mädchentopf durch
den Spalt der halb geöffneten Tür.

„Hörst du's nicht, Hergemuth?“ klang es
hell wie in jubelnder Fröhlichkeit von den frischen
roten Lippen. „Der Gelangereim der Fabrikarbeiter
bringt dir ein Jubiläum — ein Jubiläumstündchen! —
Es ist reizend — aber ich bin ihnen trotzdem förmlich
böse darum. — Denn jetzt bin ich ja nicht mehr die
Erste, die dir gratuliert!“

einen Glase mit etwas weiter Befüllung, das man in
heißes Wasser stellt, kühlt man 15 Gramm Paraffin und
jeht dann 45 Gramm Petroleum hinzu. Dann schließt man
das Glas gut durch einen Korken und schüttelt die darin
befindliche Masse so lange, bis sie eine Art Salbe bildet.
Dann nimmt man ein wenig von der Salbe auf einen
wollenen Lappen, bestreicht den Gegenstand damit und wischt
ihn dann nochmals ab, da es nur sehr wenig von der Masse
bedarf, um das Metall vor Rost zu schützen, und die Porzelle
rein zu erhalten.

Ein gutes Mittel gegen Motten. 30 Gramm
Kampfer löst man in ein agiles Aether Weingeist und ein
achtel Aether Terpentinöl auf. Mit dieser Lösung tränkt
man Klebpapier oder einen Leinwandstoff und legt es in den
betroffenen Schrank oder in die Kommode.

Bestreife aus Paraffinöl. Wenn man
dadurch erreichen, daß man die betroffenen Stellen mit
einem benutzten Lappen fröhlich und anhaltend reibt
und sofort mit lauem Seifenwasser und einem Wollappen
nachwäscht. Nach einer Stunde, wenn das Holz trocken
ist, reibt man die Stelle mit Bohnerwachs und bürstet sie
glänzend. Der Rost wird nicht wieder sichtbar.

Verbleichte, alte Schrift wird sofort wieder
leserlich, wenn man das Blatt mit Wasser schwach befeuchtet
und es dann mittels eines größeren Pinsels mit Schwefel-
wasserstoff-Ammoniak bestrich. Die Schrift ist dann sofort
schwarz und vollkommen leserlich. Bei Pergament bleibt
die Schwärze bestehen, während auf Manuskriptpapier die
Schrift mit der Zeit wieder verbleicht.

Entmagerung. Schüttet man vor dem Zer-
springen, indem man sie auf ein mit kaltem Wasser
ausgewaschenes Tuch stellt; das Tuch schlägt man unten
etwas herum, und dann kann man das kochende Döhl hinein-
gießen, ohne Verletzungen zu fürchten, daß das Glas springt.

Badeschaum. Wenn man auch in Wasser mit etwas
Kleeblatt reinigt, indem man das Kleeblatt darüber streut
und die Schaumbe die Nacht über darin liegen läßt. Nach-
dem man sie in reinem Wasser ausgewaschen hat, läßt man sie
trocknen.

Um Mitteloberverunreinigungen gegenstände von
gelben Flecken oder Rost zu reinigen, taucht man sie in ein aus
50 Teilen Alkohol und einem Teil Schwefel bestehendes Bad.
Nach wenigen Sekunden spült man die Gegenstände in
klarem Wasser, worauf man sie mit einem Tuch oder durch Sege-
spanne abtrocknet. Von verunreinigten Eisen oder Stahl ent-
fernt man Rostflecke durch Einreiben mit Öl, das man
nach einigen Tagen mit einem in Ammoniak getränkten Tuch
abwäscht. Sollten die Flecke dann nicht ganz verschwunden
sein, so reibt man die Stellen mit Essigsäure und Trüpfel ab.

Humor.

Vorlesung. Dater: „So, Artur, jetzt wollen
wir eine Rüte von deinen Schulden aufstellen.“
Artur: „Einen Augenblick, lieber Dater, ich will
nur erst dein Zinnenstisch frisch putzen!“

Ganz richtig. Eiferer Nüchling: „Die Ge-
lehrten behaupten, daß Wärme zur Erwärmung der Atmo-
sphäre beitragen.“
Zweiter Nüchling: „Ganz richtig; die Wirte hat
mit schon manchmal recht warm gemacht.“

Bauer schon nachgeben. Er war ja doch ein ehrlicher
Kerl — und seit er das Manneslied hatte, hatte er sich
nach keinem anderen Mädchen mehr umgesehen. Sogar
das Waidern hatte er gelassen — der Himmel weiß, wie
sicher es ihm gefallen war! — Na, und wenn der Bauer
nicht nachgab — dann heiratete ihn Manneslied auch. De-
stimmte hatte sie's ihm versprochen. Was sie für Augen
gemacht hatte, wie er mit der Feste gekommen war. Na,
sie stand ihm ja auch gut!
(Schluß folgt.)

Zu aufragend.

In einer einsamen Gegend des böhmischen Hochlandes
lebten seit 15 Jahren drei Sitten, Sepp, Stiel und Peter,
in guter Eintracht beieinander. In ihrem kleinen Guts-
güß ging es immer sehr still zu, denn sie waren alle keine
Freunde vom vielen Weiben und sagten nicht viel weiter
als: „Guten Morgen“ und „Gute Nacht.“

Eines Tages saßen sie bei ihrem feigenen Nacht am
Feuer, als Stiel plötzlich das Schweigen unterbrach.
„Ich hab' heut' Abend auf'm Eckhauer seiner Wicht an
Döhlen gesehn,“ bemerkte er.

Eine lange Pause folgte, dann sprach Peter, langsam
die Worte abgehend: „Ich hab' 'n aa gesehn, aber es war
ja Döhs, es war a Döhs.“

Schweigend saßen die drei weiter. Eine Viertelstunde
machte vergangen sein, da nahm Stiel die Pfeife aus dem
Mund und erklärte: „Mir i sag da, es war an Döhs.“

Damit war die Unterhaltung zu Ende, und die drei
begaben sich zu Bett.

Mitten in der Nacht wurden Peter und Stiel durch ein
ungewohntes Geräusch aus dem Schlaf gerissen und be-
merkten, daß Sepp aufgestanden war und seine Habselig-
keiten zusammenpackte.

„Was machst, Sepp?“ fragte Peter. „Warum schloßst
nicht?“

„Ich hab' meine Sachen,“ war die Antwort. „In der
Strauch huch i ma eine andere Kommode. Da herin werd
mer's viel g'fritzen.“



Ratschläge fürs Haus

von Laura Vincent.

Ein gutes Mittel gegen Ameisen ist ge-
wisser, zu Staub verfallener Kalk. Diesen streut man
an den betroffenen Stellen aus, wischt die Stellen auf und
freut wieder Kalk.

Zintenküfede aus dem grünen Tuch des
Kerenscheibens entfernt man durch mehrmaliges Auf-
tragen von Terpentin und Salzwasser zu gleichen Teilen.
— Auch für Wolle ist Salzwasser unentbehrlich, auf
einen Eimer lauwarmes Wasser nimmt man drei Eßlöffel
voll. In diesem Wasser werden die Wollachen sehr rasch
laufer, und auch das lästige Einlaufen wird vermieden. —
Unverwundener Schmutz ist das beste Reinigungsmittel für
Kampfbrenner. Der häufigste Rückstand ist im Zu ver-
schwinden.

Um postierte Stahlwaren vor Rost zu schützen,
kann sich jede Hausfrau selbst ein Mittel herstellen. In

